Universität Zürich

35. Jahrgang, Nummer 4/2005

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal

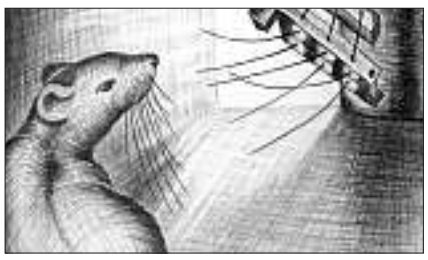
Inhalt

Aktuell

Entdeckungstour: Ein Führer durch die Zürcher Universitätsgebäude 3
Dalai Lama in Zürich: Ausstellungen im Völkerkundemuseum 3
Findige Philosophen: Wenn Geisteswissenschaftler Unternehmer werden 4
Kein bisschen müde: Herbert Vogler, Leiter des Betriebsdienstes, geht in Pension 5
Fliegendes «Schnäggli»: Universität Zürich als Treffpunkt der Dadaisten 5
Wille zum Guten: Das Ethik-Zentrum wird universitärer Forschungsschwerpunkt 7

Wissen

Mehr Mitsprache: Studie zur Demokratisierung internationaler Organisationen 8



Mäuse-Roboter: Wie Maschinen mit Schnurrbarthaaren sehen lernen 8
Geschichte Afrikas: Neu-Edition eines historiografischen Juwels 9

Alumni

Ehemaligenvereine stärken: Projekt einer Alumni-Dachorganisation 13

Porträt

Vernarrt in Bollywood: Simone Rau, Präsidentin der Fimstelle VSETH/VSU 11
Insel für Forscher: Über Arno Schmidts Roman «Die Gelehrtenrepublik» 11

Letzte

Wissensfrage: Stimmt es, dass abergläubische Menschen besonders kreativ sind? 16
Blick von aussen: Soziologe Marc Szydlik über seine ersten Zürcher Eindrücke 16

Service

Professuren 12, Publikationen 12
Applaus 13, Veranstaltungen 14/15

Sprosse um Sprosse nach oben: Assistenzprofessuren sind ein Mittel, den weiten Weg an die Spitze zu verkürzen. (Bild Frank Brüderli)

Schneller Professor werden

Immer häufiger führen akademische Laufbahnen über eine Assistenzprofessur. Doch nur wer gute Leistungen erbringt, hat Chancen weiterzukommen.

Von Felix Straumann

Vorerst haben es Hans-Ueli Vogt, Julia Fritz-Steuber und Raimund Dutzler geschafft: Sie sind glückliche Inhaber einer Professur an der Universität Zürich und können unabhängig mit einer eigenen Forschungsgruppe ihre wissenschaftlichen Projekte verfolgen. Doch ihr Glück könnte von kurzer Dauer sein: Sind sie in den nächsten Jahren wissenschaftlich nicht erfolgreich, müssen sie ihren Platz räumen und eine neue Stelle suchen.

Vogt, Fritz-Steuber und Dutzler gehören zu den zurzeit rund fünfzig Assistenzprofessorinnen und -professoren an der Universität Zürich. Diese Art Stellen existiert schon länger, wurde aber vor allem in den letzten Jahren vermehrt geschaffen, um damit die akademische Laufbahn attraktiver zu machen und begabte junge Forschende nach Zürich zu holen. Denn der Weg von der Assistenz zur ordentlichen Professur ist lange, beschwerlich und mit zahlreichen Tücken belastet. Viele Universitätsabgänger scheuen sich deshalb, oft trotz Talent für die Forschung, vor einer Unikarriere und versuchen ihr Glück in der Wirtschaft oder bei den Behörden.

Die Assistenzprofessur gehört zu den Förderungsmassnahmen der Universität Zürich, welche die lange Durststrecke zum Professor verkürzen und erleichtern sollen. Gegenüber der Anstellung als Oberassistentin oder -assistent bietet die Assistenzprofessur vor allem mehr Freiheit. Die Forschenden verfügen über eigene Gelder, können eine Forschungsgruppe aufzubauen und selbst bestimmen, welches ihre Projekte sind. Dies ist zwar eine grosse Chance – aber eben auch ein Risiko: Bereits nach drei Jahren wird die Qualität der Forschung evaluiert. Nur, wer gute Leistung erbringt, kann seine Stelle um maximal drei weitere Jahre verlängern. Spätestens dann ist aber definitiv Schluss. «Die Assistenzprofessorinnen und -professoren müssen sich während ihrer Anstellung ein Renommee erarbeiten, um sich danach erfolgreich auf eine feste Stelle bewerben zu können», erklärt Alexander Borbély, Prorektor Forschung.

Den guten Ruf in die Welt hinaustragen

Für die Universität Zürich ist es natürlich schade, wenn Forschende, die sich mit einer Assistenzprofessur einen Namen gemacht haben, nach sechs Jahren wieder gehen. Doch die Vorteile überwiegen: «Für die Universität ist es ein Leistungsausweis, wenn unsere Assistenzprofessoren wegberufen werden», sagt Borbély. Die Forschenden würden den guten Ruf der Universität Zürich in die Welt hinaustragen und die Institution für den neuen Nachwuchs noch attraktiver machen.

Jährliche Evaluationsgespräche

In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Assistenzprofessuren an der Universität mehr als verdoppelt. Der Grund: Die Stellen können einfacher geschaffen werden. Früher war die Assistenzprofessur Teil der langfristigen Planung. Heute kann auf Initiative eines Instituts einfach eine Oberassistierendenstelle vergleichsweise kurzfristig umgewandelt werden. «Das Institut muss die neue Stelle dann allerdings ausschreiben. Wir wollen nicht einfach den Oberassistenten befördern», so Borbély. Neu ist auch der von noch nicht allen Fakultäten umgesetzte Auftrag, Assistenzprofessorinnen und -professoren während ihrer Anstellung mit jährlichen Evaluationsgesprächen zu begleiten. «Es genügt nicht, jemanden zum Assistenzprofessor zu ernennen und dann nach einigen Jahren zu schauen, ob er erfolgreich war», sagt Borbély. In den Gesprächen können mögliche Probleme bei der Arbeit oder der Zukunftsplanung früh erkannt und angegangen werden.

Die 38-jährige Biochemikerin Julia Fritz-Steuber ist seit einem Jahr Assistenzprofes-

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

sorin. Ihre Stelle finanziert jedoch nicht die Universität Zürich, sondern der Schweizerische Nationalfonds. Dieser vergibt seit 2000 jährlich die so genannten Förderungsprofessuren an den Schweizer Nachwuchs. Gesamtschweizerisch wurden 216 solcher Stellen vergeben, 31 davon an die Universität

Raimund Dutzler, Assistenzprofessor mit Tenure Track. (Bilder Frank Brüderli)

Zürich. Bei der Vergabe spielt die Frauenförderung eine wichtige Rolle: Der Frauenanteil liegt bei vierzig Prozent. Die Stellen sind für die Hochschulen interessant: Sie sind willkommene Geldquelle und zugleich ein Leistungsausweis, denn Förderungsprofessorinnen und -professoren können selber bestimmen, an welcher Schweizer Forschungseinrichtung sie mit dem gesprochenen Geld arbeiten wollen. Julia Fritz-Steuber, die vor ihrer Professur Oberassistentin an der ETH war, hat sich für die Universität Zürich entschieden: «Auf meinem Forschungsgebiet ist die Universität Zürich speziell gut und verfügt über eine exzellente Infrastruktur», so die Biochemikerin.

Wie bei den übrigen Assistenzprofessuren ist auch bei den Förderungsprofessuren die Anstellungsdauer beschränkt. Nach vier bis maximal sechs Jahren müssen hier die Forschenden an einem anderen Ort untergekommen sein. Mit dieser Situation kann Fritz-Steuber gut leben: «Das ist das normale Spiel, es geht allen ähnlich.» Klar müsse es in den nächsten Jahren mit der Forschung laufen, damit sie danach gute Chancen auf dem akademischen Stellenmarkt hat. Sie hält schon jetzt die Augen nach neuen, festen Stellen mit Perspektive offen. «Ich würde natürlich gerne auch später in der Schweiz bleiben», sagt die Förderprofessorin, «ich schaue mich aber überall auf der Welt um.»

Beschränkte Anstellungsdauer

Diese Stellensuche fällt beim Rolls-Royce unter den Assistenzprofessuren, der Tenure-Track-Stelle, weg. Wer eine solche Position erhält, kann nach maximal sechs Jahren mit einer festen Professur als Extraordinarius rechnen – vorausgesetzt, dass die Leistungen in Forschung und Lehre auch im internationalen Vergleich hervorragend sind. Das Tenure-Track-Versprechen gibt die Universität Zürich allerdings nicht oft: Im Moment sind elf solcher Professuren besetzt – eine davon durch den 36-jährigen Rechtswissenschaftler Hans-Ueli Vogt. Er hat die Stelle seit Frühling 2003 inne und arbeitet an seiner Habilitationsschrift. Vogt freut sich darüber, dass er diese Stelle ergattert hat: «Um meine Habilitation zu schreiben, müsste ich sonst den externen Weg mit einer Anstellung bei einem Anwaltsbüro gehen.»

Biochemikerin Julia Fritz-Steuber, seit einem Jahr SNF-Förderprofessorin.

Die meisten Tenure-Track-Stellen werden an der Medizinischen und der MNF-Fakultät angeboten. Raimund Dutzler vom Biochemischen Institut hat eine davon. «Ohne die Zürcher Professur hätte ich ein äquivalentes Angebot einer amerikanischen Universität angenommen», sagt der 37-jährige Forscher selbstbewusst. Er hatte dort eine attraktive Stelle im Team des Nobelpreisträgers Rod MacKinnon. Dank dem Tenure-Track-Angebot konnte die Universität Zürich ihn dennoch für sich gewinnen. «Die Stelle der Universität Zürich ist sehr attraktiv und entspricht dem, was in den USA angeboten wird», so Dutzler.

Auch beim Tenure Track wird nach drei Jahren die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit evaluiert. Sowohl Vogt als auch Dutzler sind zuversichtlich, dass sie die Überprüfung bestehen werden; die Forschung läuft bei beiden gut. Dennoch, auch eine Assistenzprofessur mit Tenure Track ist ein Risiko. Nicht immer läuft ein Projekt so, wie man es sich vorstellt. «Es wurde kürzlich der Inhaber einer Tenure-Track-Stelle nicht befördert, weil er die hohen Anforderungen nicht voll erfüllte», sagt Prorektor Borbély.

Verlockend für den Nachwuchs

Tenure-Track-Assistenzprofessuren sind offensichtlich sehr verlockend für den Nachwuchs. Der Universität dienen sie vor allem

Rechtswissenschaftler Hans-Ueli Vogt, Assistenzprofessor mit Tenure Track.

dazu, bereits erfolgreiche Jungforscherinnen und -forscher zu holen und zu binden. Die wenigsten, die jetzt eine solche Stelle innehaben, wären hier ohne das Versprechen einer späteren Professur. So auch Lukas Keller vom Zoologischen Museum: «Ohne Tenure Track hätte ich mich nie auf die Stelle beworben.» Der Schweizer Biologe hatte bereits eine attraktive Stelle an der University of Glasgow und konnte nur durch die Aussicht auf eine dauerhafte Rückkehr nach Zürich geholt werden. Bleibt die Frage, warum nicht mehr dieser Stellen geschaffen werden. Der Grund liegt im Versprechen einer festen Anstellung, die eine langfristige Planung verlangt. «Wir können Tenure-Track-Stellen nur schaffen, wenn eine feste Professur frei wird», erklärt Borbély.

Ob Assistenzprofessuren mit oder ohne Tenure Track: Die Situation für den Wissenschaftsnachwuchs ist besser geworden. Die Forschenden, die eine solche Stelle innehaben, müssen sich nicht mehr in Abhängigkeit von Vorgesetzten hochdienen, sondern können sich selbständig bewähren. Den Konkurrenzkampf um die besten Stellen gibt es allerdings weiterhin – und damit auch das Risiko zu scheitern. Der Weg nach oben bleibt also steinig. Deshalb bilden neben hochkarätiger Forschung weiterhin ein gutes Netzwerk, eine grosse Bereitschaft zur Mobilität und auch eine rechte Portion Glück die wichtigsten Ingredienzien einer erfolgreichen Unikarriere.

Felix Straumann ist Wissenschaftsjournalist.

Kleine Titelkunde

Ausser der Assistenzprofessur, die üblicherweise auf sechs Jahre befristet ist und der Nachwuchsförderung dient, gibt es einige weitere Professorentitel. Die höchste Stufe, quasi die «klassische» Professur, ist das Ordinariat beziehungsweise die **Ordentliche Professur**. Die Stelle ist unbefristet und beinhaltet die Verantwortung für Forschung, Lehre und Dienstleistung im entsprechenden Fachgebiet. Die nächste Stufe, das Extraordinariat oder die **Ausserordentliche Professur**, ist dem praktisch gleichgestellt, gewisse Unterschiede bestehen einzig hinsichtlich der Verpflichtungen und des Gehalts.

Die Stellen werden in der Regel kompetitiv ausgeschrieben. Es gibt jedoch auch die Möglichkeit einer Berufung auf eine **Professur ad personam,** die nicht ausgeschrieben, sondern durch eine bestimmte, hoch qualifizierte Person besetzt wird. Privatdozentinnen und -dozenten, die erfolgreich an der Universität tätig waren, können auf Antrag der Fakultät das Recht zugesprochen erhalten, den Professorentitel zu führen; sie haben dann eine **Titularprofessur** inne.

News

Erweiterte Universitätsleitung (EUL)

Sitzung vom 31. Mai 2005: Die EUL lässt sich orientieren über den neuen Kunstführer von Michèle Jäggi über die Zürcher Universitätsgebäude, der in der Reihe der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) erschienen ist. (Siehe auch Artikel auf Seite 3 in diesem unijournal.)

Die EUL nimmt zur Kenntnis, dass die Anpassung der Universitätsordnung an die neue Gesetzesvorschrift über das Berufungsverfahren nicht im Rahmen der geplanten Gesamtnachführung, sondern einer vorgezogenen kleinen Teilrevision erfolgt.

Das Prorektorat Lehre präsentiert der EUL das Projekt «Qualität in der Lehre», in dem eine Reihe von Qualitätssicherungsmassnahmen (darunter die Befragung von Studierenden sowie Absolventinnen und Absolventen) gebündelt, professionalisiert und weiterentwickelt werden.

Unter «Assoziierten Instituten» der Universität Zürich (UZH) wird eine historisch gewachsene Vielfalt von eigenständigen Institutionen subsumiert, welche in einer engen Beziehung zur UZH stehen, ohne Teil von ihr zu sein. Als Beispiel seien das Schweizerische Institut für Allergie- und Asthmaforschung Davos (SIAF) und das Europainstitut genannt. Da die Zahl dieser Institute (erfreulicherweise) zunimmt, sind Richtlinien nötig geworden, welche die Kriterien und das Prozedere für eine offizielle Anerkennung sowie die gegenseitigen Rechte und Pflichten festlegen. Sie wurden zuhanden des Universitätsrats verabschiedet.

Kurz werden die neuen Semestertermine ab 2007 diskutiert. Eine Aussprache darüber ist in der Sitzung des Senats vom 28. Juni vorgesehen. Es zeichnet sich ab, dass namhafte deutsche Universitäten auf das neue Regime umschwenken, sodass Probleme im akademischen Verkehr mit Deutschland allenfalls vorübergehend auftreten werden.

Kurt Reimann, Generalsekretär

Neues Forschungsgewächshaus

Die Baudirektion hat der Universität Zürich den Neubau eines Forschungsgewächshauses am Standort Irchel übergeben. Es dient dem Institut für Umweltwissenschaften für zukünftige Forschungsprojekte im Bereich Biodiversität. Der Neubau hat 2,9 Millionen Franken gekostet.

Bologna-Konferenz in Bergen

An einer Konferenz im norwegischen Bergen haben im Mai 45 Bildungsminister, darunter Bundesrat Pascal Couchepin, eine Bestandesaufnahme der Bologna-Reformen vorgenommen und neue Schwerpunkte definiert. Verstärkt werden soll die Qualitätssicherung der Lehre an den Hochschulen. Als weiteren Schwerpunkt wollen die Minister die «soziale Dimension» der Hochschulen vermehrt beachten – gemeint ist insbesondere die Zugänglichkeit zum Studium ohne soziale Benachteiligungen.

Campus-Management-System

Semestereinschreibung und Immatrikulation nur noch elektronisch

Ab sofort müssen sich die rund 4000 Studienanfängerinnen und -anfänger mit Schweizer Matura online immatrikulieren. Später im Sommer wird die Internet-Anmeldung für Interessierte mit ausländischer Vorbildung aufgeschaltet. Die Adresse, wo die entsprechenden Formulare abrufbar sind, heisst www.studentoffice.unizh.ch.

Auch die Semestereinschreibung wird ab Juli elektronisch durchgeführt. Immatrikulierte Studierende können dann jederzeit von zu Hause aus ihre persönlichen Daten online mutieren. Ändert ein Student etwa seine Adresse, wird diese Mutation sofort in sämtlichen für den Studenten relevanten Stellen, zum Beispiel im Dekanat, Institut oder Seminar, ersichtlich.

Den Abschluss dieser ersten grossen «Onlineisierung» wird ab September 2005 die Semestermodul-Buchung für die Studierenden der Medizin, Wirtschaft und der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät bilden – diese drei haben bereits einen bolognakompatiblen Studiengang eingeführt. Für die Gesamtheit der Studierenden der Universität Zürich ist das allerdings erst ab Herbst 2007 der Fall, bis dann sollen sämtliche Studiengänge der Universität Zürich bolognakompatibel sein.

Die Kanzlei steht auch im Online-Zeitalter hilfreich bei Immatrikulationen und Einschreibungen zur Seite: per E-Mail, am Telefon, wie bis anhin über den Tresen hinweg und ab sofort mit individueller Betreuung am neu aufgestellten, öffentlichen «Online-Computer». *Brigitte Blöchlinger*

Den ungekürzten Artikel lesen Sie auf: www.unipublic.ch

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4, 20. Juni 2005 • Herausgegeben von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch unicom Media, Schönberggasse 15a, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. Fax 01 634 23 46. E-Mail: unijournal@unicom.unizh.ch • Leitung: Dr. Heini Ringger • Redaktion: David Werner (wev), Sascha Renner (sar) • Redaktionelle Mitarbeit: Marita Fuchs • Layout: Frank Brüderli (fb) • Illustrationen: Romana Semadeni, Vanessa Reiling • Korrektorat: Eliane Degonda • Sekretariat: Vanessa Reiling • Druck: gdz print, Zürich • Auflage: 11'000 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 01 925 50 60, Fax 01 925 50 77, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das «unijournal» als pdf-Datei: www.unicom.unizh.ch/journal

Zeugen von gestern, Visionen von heute

Bruno Giocometti, Theo Hotz, Santiago Calatrava – sie und viele andere namhafte Baukünstler schufen so manche architektonische Perlen für die Universität Zürich. Ein neuer Kunst- und Architekturführer zeigt, wo's langgeht.

Von Sascha Renner

KOL, HIP und TOP – wer hat sie nicht schon vergeblich zu entschlüsseln versucht, die kryptisch klingenden Abkürzungen der Zürcher Universitätsgebäude. Dass sich dahinter mehr als nur schale Büros und funktionale Hörsäle verbergen, nämlich so manche architekturhistorische Perle, führt nun der neu aufgelegte, aktualisierte und erweiterte Schweizerische Kunstführer GSK (herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit der Universität Zürich) vor Augen. Auf 74 Seiten versammelt der Begleiter im Taschenbuchformat allerlei Wissenswertes zum Thema «Zürcher Universitätsgebäude» – und hält auch für langjährige Nutzerinnen und Nutzer der universitären Domizile die eine oder andere Überraschung bereit.

Türme, Kuppeln, Gärten

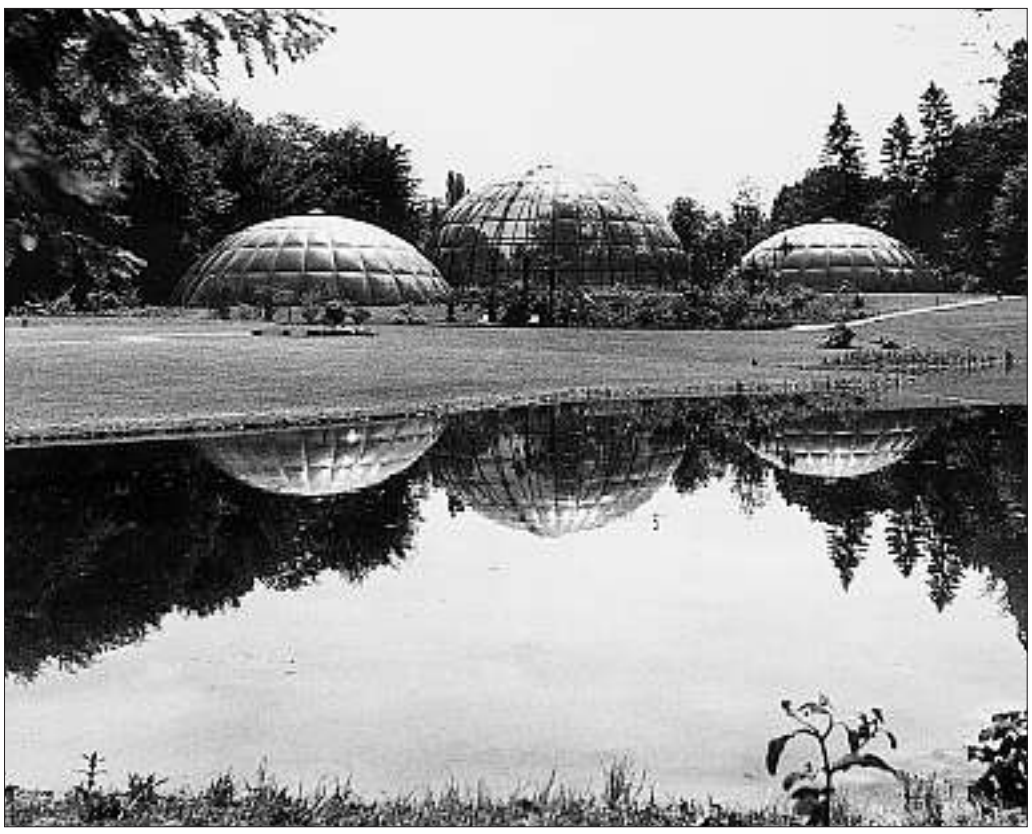
Ein Grund für die architektonische Vielfalt der universitären Häuser liegt zweifellos im steten Wachstum der Hochschule, was zu allen Zeiten Erweiterungs-, An- und Neubauten sowie Zukäufe notwendig machte. Die Raumnot der Universität Zürich ist so alt wie die Universität selbst. Wenige Jahre nach ihrer Gründung im Jahr 1833 verfügte sie bereits über Aussenstationen, um ihren Platzbedarf zu decken. Das Eidgenössische Polytechnikum (heute Eidgenössische Technische Hochschule Zürich) bot der älteren Schwester während einem halben Jahrhundert Gastrecht – bis die Universität 1914 ihren eigenen Neubau beziehen konnte, der seither zusammen mit der benachbarten ETH die «Krone Zürichs» bildet. Noch heute ist der markante Turmbau des Architekten Karl Moser das unbestrittene Wahrzeichen der «Alma mater Turicensis».

Der handliche Führer bringt einem diese abenteuerliche Baugeschichte in alphabetischer Abfolge der Strassennamen näher. Das Kleingedruckte zu Beginn jedes Eintrags vermittelt in Stichworten die wesentlichen Kennziffern wie Bauzeit, Architekten und universitäre Bewohner. Kurze Artikel bringen einem dann die insgesamt 26 Stationen – Gärten, Spitäler, Museen und Gebäude samt Kunst am Bau – mit ihren Besonderheiten näher. Das Werk versammelt ausserdem historisches und aktuelles Bildmaterial sowie Karten. Der eigenen Entdeckungstour steht damit nichts mehr im Wege.

Mut zu Experimenten

Unter den Architekten, die für die Universität bauten, stechen einige besonders hervor. So wurde etwa für den anspruchsvollen Turmbau des Kollegiengebäudes Robert Maillart als Ingenieur verpflichtet. Das Schaffen des international bekannten Brückenbauers und Statikers wird zurzeit im Zürcher Haus Konstruktiv mit einer Ausstellung geehrt. Und die Villa «Zum Rosenegg» an der Moussonstrasse 15, die mit ihrem Eckturm an eine mittelalterliche Burg erinnert, soll dem Architekten Gustav Gull als Experimentierfeld für das später erbaute Landesmuseum gedient haben. Weitere bekannte Baukünstler im Dienste der Universität waren Bruno Giacometti, Theo Hotz, Annette Gigon und Mike Guyer sowie Santiago Calatrava.

Man bemühte sich stets um ein zeitgemässes, ja manchmal sogar zukunftsweisendes Bauen. Davon zeugt etwa – ganz unscheinbar – das Palmenhaus im alten Botanischen Garten: Die 1877 errichtete achteckige Konstruktion besteht ganz aus den damals neuen Baustoffen Eisen und Glas. Exakt hundert Jahre später brach sich der avantgardistische Furor dann erneut Bahn: Wie Tautropfen auf einem Blatt erheben sich im neuen Botanischen Garten futuristische Gewächshäuser in Kuppelform. Die Architekten Hans und Annemarie Hubacher hatten diese Konstruktion in den USA entdeckt, wo sie zur Überdachung von Swimmingpools und als Markhallen benutzt wurde; sie adaptierten die Kuppeln erstmals auch für Gewächshäuser.



Avantgardistische Kuppelarchitektur im neuen Botanischen Garten, 1976–77 erstellt. (Bild zVg)

Auf geschichtsträchtigem Boden bewegt sich hingegen, wer das 1664 erbaute Bodmerhaus an der Schönberggasse betritt. Es war einst das geistige Zentrum Zürichs und Mittelpunkt einer internationalen Gelehrten- und Künstlergemeinschaft. Persönlichkeiten wie Lavater, Pestalozzi und Füssli sowie die deutschen Dichter Klopstock, Wieland und der junge Goethe gehörten zu Johann Jakob Bodmers (1698–1783) regelmässigen Gästen.

Vom Blitz getroffen

Eine weniger vornehme Vergangenheit haben die Gebäude an der Winterthurerstrasse 204 und 206 vorzuweisen: Sie dienten erst als Pockenspital, dann als Notspital und schliesslich als Strassenverkehrsamt, bevor das Areal 1974 an die Universität Zürich überging.

Eine kleine Kuriosität stellt der «Findling vom Geissturm» dar, ein 1800 Kilogramm schwerer Mauerstein an der Ecke Kirchgasse/Münstergasse beim Theologischen Seminar. Als vor 350 Jahren der Blitz in den als Pulvermagazin benutzten Geissturm einschlug, katapultierte die folgende Explosion den Brocken über 230 Meter weit an diesen Ort. Der Geissturm wurde dabei völlig zerstört.

Michèle Jäggi: Zürcher Universitätsgebäude. Schweizerische Kunstführer GSK. Bern: 2005. Der Führer kostet 7 Franken und ist im Studentenladen (Schönberggasse 2, Winterthurerstr. 190), in der Kanzlei und der Garderobe der Universität (Rämistr. 71) zu beziehen.

Ausstellung über Dalai Lamas im Völkerkundemuseum der Universität Zürich

Von spirituellen Führern, mächtigen Politikern und Frauenliebhabern

Über zwei goldenen Brokatkissen erhebt sich ein Zähne fletschendes Ungeheuer. Flammen schiessen aus seinem Rachen und versetzen das prunkvolle Dekor der Rückenlehne in heftige Wallung. Noch steht der reich ornamentierte Thron des 14. Dalai Lama sicher verwahrt und vor den Augen Unbefugter verborgen im unterirdischen Depot des Völkerkundemuseums der Universität. Doch bald wird er ins Rampenlicht gehoben: Die Leihgabe eines privaten Sammlers aus Holland ist eine der Raritäten, die ab dem 4. August in der Ausstellung «Die 14 Dalai Lamas» zu bestaunen sein wird.

Der Thron ist nicht das einzige hochkarätige Stück. Namhafte Institutionen wie das Musée Guimet in Paris, die Hermitage in St. Petersburg oder das Victoria and Albert Museum in London treten als Leihgeber auf. Kurator Martin Brauen gerät ins Schwärmen, als er sorgfältig ein tibetisches Rollbild aus dem Seidenpapier schält: «Feinheit und Detailreichtum dieser Darstellung sind einmalig. Sie zeigt den Dalai Lama sowie verschiedene seiner Präexistenzen.» Den Quellen zufolge stammt dieses Thanka aus der Nachkommenschaft des 9. Dalai Lama, hat also ein Alter von beinahe 200 Jahren.

So gross die Freude über die Vielzahl bedeutender Exponate, so gross auch die Mühe, diese alle nach Zürich zu bringen. Sponsoren mussten und müssen gefunden, Auflagen bezüglich Lichtexposition erfüllt, Zustandsberichte erstellt und die Sicherheit während des Transports gewährleistet werden. Damit nicht genug. Auch die Begleitpublikation steht kurz vor der Drucklegung. Und weil die Ausstellung nächstes Jahr nach Rotterdam weiterwandert, müssen die Leihgeber um Zustimmung gefragt werden. Kurz: Eineinhalb Monate vor Eröffnung gleicht das Museum einem Bienenhaus.

600 Jahre Tradition in Wort und Bild

Anlass für die Ausstellung ist nebst dem wissenschaftlichen Interesse ein ganz unmittelbarer: Im Juli 2005 wird der Dalai Lama, das weltliche und religiöse Oberhaupt der buddhistischen Tibeter, siebzig Jahre alt. Dieses Ereignis, aber auch die achttägige Belehrung des Dalai Lama im Hallenstadion Zürich, bilden den festlichen Rahmen für einen Rückblick auf die über 600 Jahre alte Institution des Dalai Lama in Tibet. Die Ausstellung wird jeden der vierzehn Gottkönige mit Hilfe von Rollbildern, Statuen, historischen Fotografien und Filmen vorstellen. Deren Amtsführung war sehr unterschiedlich, wie Brauen weiss. «War der 5. Dalai Lama ein politisch mächtiger Führer, so war sein Nachfolger vor allem an Poesie und schönen Frauen interessiert.»

Einen ganz aktuellen Blick auf den jetzigen Dalai Lama, Tenzin Gyatso, wirft parallel dazu eine Fotoausstellung im Völkerkundemuseum. Sie präsentiert die einzigartige Langzeitstudie des Winterthurer Fotografen Manuel Bauer, der Seine Heiligkeit auf über dreissig seiner Reisen in alle Welt begleitet hat: von Dharamsala, dem Sitz der tibetischen Exilregierung in Indien, bis ins Weisse Haus in Washington, vom Plenarsaal des Europaparlaments bis hinter die verschlossenen Türen des Meditationsraums. Entstanden ist dabei das Nahporträt einer weltweit geschätzten Persönlichkeit.

Sascha Renner, Redaktor unijournal

Am 3. August wird Seine Heiligkeit, der 14. Dalai Lama, Gast der Universität Zürich sein. Von 10 bis 12 Uhr wird er einem Symposium zum Thema «Neurowissenschaften» vorsitzen (Referierende: Dr. Thupten Jinpa Langri, Prof. Jürg Kesselring, Prof. Lutz Jäncke, Prof. Roger Nitsch, Prof. Rolf Pfeifer). Die Veranstaltung ist öffentlich, der Eintritt frei, jedoch nur nach Anmeldung unter www.unizh.ch/info/dalailama

Bild: Porträtplastik des 14. Dalai Lama (VKMZ)

Ich denke, also gründe ich eine Firma

Abgängerinnen und Abgänger der Philosophischen Fakultät als selbständige Unternehmer? Das klingt ungewöhnlich. Die Germanistin Monika Dätwyler-Hrubovska und der Historiker Tobias Wildi verraten, wie sie erfolgreich eine eigene Firma ins Leben riefen.

Von Lukas Kistler

Start-up-Firmen vermutet man gemeinhin im Umfeld von Ökonomie, Ingenieur- oder Naturwissenschaften. Von Studierenden der Geistes- und Sozialwissenschaften erwartet man eher, dass sie später an der Schule, bei den Medien oder in der Verwaltung tätig werden. Wenn gelegentlich auch einmal Psychologinnen oder Soziologen, Germanistinnen oder Historiker unternehmerisch tätig werden, dann erscheint das eher als exotische Ausnahme, denn als Regel. Zu unrecht: In den letzten zehn Jahren haben immerhin 335 Angehörige der philosophischen Fakultät den Kurs «Gründung eines Kleinunternehmens» in Zürich besucht. Bei insgesamt über 6600 Teilnehmenden ergibt das eine Quote von fünf Prozent. Ich denke, also gründe ich eine Firma …

Der Kurs «Gründung eines Kleinunternehmens» ist Teil des Programms «Lust auf eine eigene Firma», das von Business Tools organisiert wird. Nach Auskunft von Kursleiterin Ruth Imholz ist etwa die Hälfte der Kursbesucher und -besucherinnen immatrikuliert oder hat einen Hochschulabschluss. Gemessen daran und im Vergleich zu anderen Fakultäten sei der Anteil von fünf Prozent relativ hoch. Ausserdem, so Imholz, hätten die Anmeldungen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften in den letzten fünf Jahren im Vergleich mit den vorangegangenen fünf um fast ein Viertel zugenommen.

Studierten an der Universität Zürich und erwarben sich nebenher unternehmerische Qualifikationen: Monika Dätwyler-Hrubovska (oben), Gründerin einer Sprachschule, Tobias Wildi (unten), Chef einer Archivbetreuungs-Firma. (Bilder Frank Brüderli)

Bücher, Sprachen und Archive

Dass Firmengründungen von Sozial- oder Geisteswissenschaftlern erfolgreich sein können, zeigt zum Beispiel der Sachbuchverlag hier + jetzt, der 1998 von den zwei Historikern Bruno Meier und Andreas Steigmeier mitgegründet wurde. Ebenfalls ins Geschäft mit Büchern ist Bruno Deckert eingestiegen, als er 1999 seine Buchhandlung Sphères in Zürich gründete, die auch als Café und Raum für kulturelle Veranstaltungen dient. Er hat Psychologie und Philosophie studiert, schreibt an einer Dissertation und hat mit dem Sphères seinen Wunsch verwirklicht, im Kulturleben Zürichs eine aktive Rolle zu spielen.

Auch die Germanistin Monika Dätwyler-Hrubovska und der Historiker Tobias Wildi haben sich fürs Unternehmertum entschieden: Sie leitet eine eigene Sprachschule, er ist Teilhaber einer Firma, die Archive betreut. Beide haben sich ihr geschäftliches Know-how bei den Firmengründungskursen von Business Tools geholt – beide noch während ihres Studiums und mit Gewinn, wie sie im Gespräch versichern. Auch Venturelab bietet inzwischen an Schweizer Hochschulen Kurse in diesem Bereich an.

Die Beispiele dieser beiden Unternehmensgeschichten zeigen, dass die Voraussetzungen für Firmengründerinnen und -gründer aus der Philosophischen Fakultät andere sind als etwa für ehemalige Studierende der Naturwissenschaften.

Bescheidene Anfänge

Monika Dätwyler-Hrubovskas Sprachschule «Sprachwelten» befindet sich im Zürcher Quartier Enge. Die Türen sind mit Buntglas ausgestattet, idyllische Gemälde schmücken die Wände des Eingangsbereichs. Die hohen, mit Parkett ausgelegten Schulungsräume wirken behaglich.

«Sprachwelten» richtet sich – und darin unterscheidet sich diese Sprachschule laut Monika Dätwyler-Hrubovska von anderen – an Hochschulangehörige, angehende vor allem, aber auch ehemalige. Das Niveau und das Lerntempo sind deshalb höher als anderswo. Ein gutes Dutzend Lehrerinnen und Lehrer unterrichten rund hundert Lernende in Russisch, Polnisch, Tschechisch, Slowakisch, Kroatisch, Serbisch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Der Schwerpunkt liegt indes auf Deutsch für Fremdsprachige, die sich auf Aufnahmeprüfungen vorbereiten, Vorträge schreiben lernen oder sich mit Literatur befassen.

Gegründet hat Monika Dätwyler-Hrubovska ihr Unternehmen vor vier Jahren. Dabei kam der heute 34-Jährigen das ökonomische und juristische Know-how ihres Mannes zugute. Ursprünglich unterrichtete sie in der eigenen Wohnung. «Als täglich zwanzig bis dreissig Lernende bei uns ein- und ausgingen, beschloss ich, geeignete Räume zu suchen», erzählt sie.

Geld ist Nebensache

Berufliche Erfahrung hat die Schulleiterin bereits während ihres Germanistik- und Slavistikstudiums an der Universität Zürich erworben, als sie Russisch, Slowakisch und Deutsch unterrichtete. Nach dem Studium arbeitete sie ein Jahr lang an der Kantonsschule Freudenberg als Lehrbeauftragte für Deutsch.

Monika Dätwyler-Hrubovska kam 1992 als Stipendiatin aus der Slowakei an die Universität Zürich. Nach dem Lizenziat habe sie ihren Professor gefragt, was er ihr empfehle: Eine Dissertation schreiben oder eine Sprachschule gründen. Schon die Gymnasiallehrer und -lehrerinnen hatten der damaligen Präsidentin des sozialistischen Schülerinnenverbands prophezeit, dass sie dereinst Lehrerin werden würde.

Zum Unterrichten kommen Leitungsaufgaben wie Offerten schreiben oder Lehrkräfte suchen, selbst das wöchentliche Reinigen erledigt die Chefin selber. Durchschnittlich zwölf Stunden dauert ihr Arbeitstag; sie zahlt sich ein Monatsgehalt von 5000 Franken aus. Das Gehalt ist für sie Nebensache: «‹Sprachwelten› ist für mich weniger ein Geschäft als eine Lebensform. Wenn ich viel Geld hätte verdienen wollen, dann würde ich jetzt in der Osteuropaabteilung einer Grossbank russische Millionäre beraten.»

Wie Monika Dätwyler-Hrubovska hat Tobias Wildi parallel zum Studium berufsspezifische Qualifikationen erworben. Dem Ziel, ein Studium möglichst schnell hinter sich zu bringen, konnte er nie viel abgewinnen: Studierende sollten sich genügend Zeit lassen, um Praxiserfahrung zu sammeln, findet Wildi. Spöttische Behauptungen, Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften würden später sowieso arbeitslos, veranlassten Tobias Wildi, sich schon während seines Geschichtsstudiums in der Berufswelt umzusehen. Er begann, in Archiven zu arbeiten. Dort konnte er sein historisches Know-how anwenden, umgekehrt kam die Archivarbeit auch dem Studium zugute – spätestens als er für seine Lizenziatsarbeit über die Firma Brown-Bovery im ABB-Archiv recherchierte. Der Transfer von Wissen verlief wechselseitig.

Tobias Wildis Firma heisst Docuteam, der Geschäftssitz befindet sich in Dättwil bei Baden. Das Kleinunternehmen ist im verglasten Erdgeschoss eines pavillonartigen Neubaus untergebracht. Docuteam betreut und ordnet Archive von Firmen, (Kirch-)Gemeinden und Vereinen, erarbeitet Konzepte und digitalisiert Bestände. Was Docuteam von anderen Archivspezialisten unterscheidet: Dokumente werden ins eigene Büro gebracht und dort bearbeitet. «Wir wollen nicht in staubigen Archiven versauern.»

Darlehen von den Eltern

Der 32-jährige Firmenchef hat Geschichte, Politologie und Informatik an den Universitäten Zürich und Lausanne studiert. Die ungewöhnliche Fächerkombination hält er für einen wichtigen Teil seines beruflichen Erfolgs. Sein informationstechnologisches Know-how setzt er heute für den Aufbau von Datenbanken ein. Zurzeit belegt er einen Kurs für Archivwissenschaft an der Universität Lausanne, die einzige Ausbildung für Archivare auf Hochschulstufe.

Tobias Wildi war schon während des Studiums klar, dass er später selbständig werden würde. Nach dem Lizenziat schrieb er eine Dissertation, danach war es aber so weit: Zusammen mit einem Partner rief er vor zwei Jahren seine GmbH ins Leben. «Wenn man zu zweit ist, gehört es zum A und O, einen Businessplan zu erstellen. Damit man weiss, wovon man spricht.» Um die Firma zu finanzieren, nahm er bei seinen Eltern ein Darlehen auf.

Docuteam hat zusätzlich einen Historiker und eine Historikerin angestellt und zieht für einzelne Projekte Geschichtsstudierende bei. Dank peripher gelegenen Büros und tiefen Lohnkosten kann kostengünstig gearbeitet werden. Als Lohn zahlt sich Tobias Wildi monatlich zwischen 5000 und 6000 Franken aus. «Geld ist für mich nicht der Anreiz zu arbeiten», sagt er. Er hat zwar lange Arbeitstage, aber immerhin gönnt er sich jährlich acht Wochen Ferien.

Konzentration auf Hightech

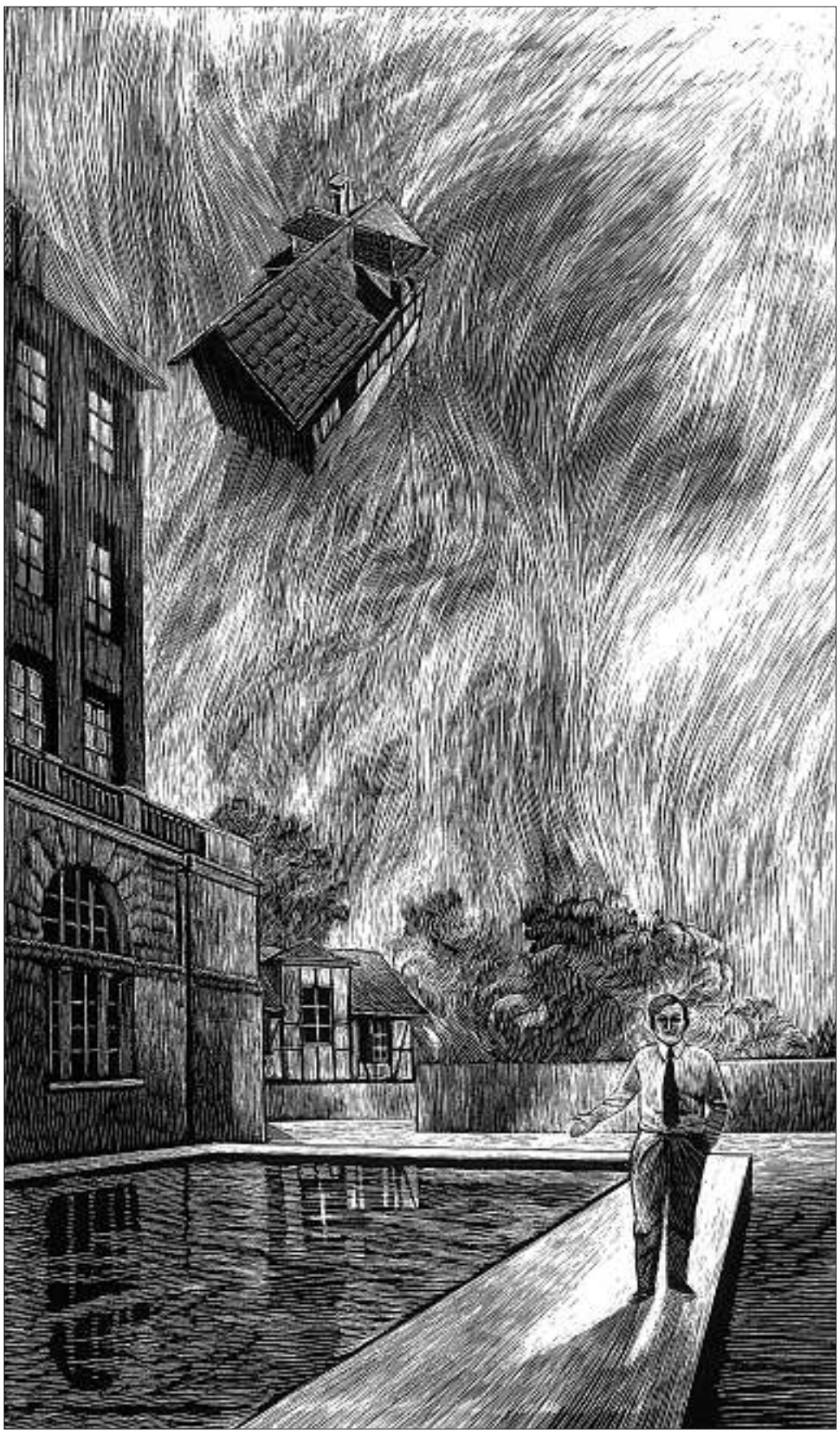
Docuteam ist nur eine von mehreren Verdienstquellen des Archivars. Denn Tobias Wildi arbeitet an mehreren Projekten gleichzeitig, beispielsweise ist er auch für ein historisches Projekt am Informatikdepartement der ETH tätig. Im Winter leitet er historisch ausgerichtete Schneeschuhtouren. «Es hat viele Vorteile, so zu arbeiten: Fällt das eine Projekt ins Wasser, habe ich immer noch andere», sagt er.

Für Tobias Wildi ist es eine offene Frage, weshalb sich nicht mehr Sozial- und Geisteswissenschaftler selbstständig machen. «Es

Fortsetzung auf Seite 5

«prrrr sssss ayaya uuuuuh!»

Ein neuer Friedrich-Glauser-Bildband zeigt: Das unmittelbar neben dem Kollegiengebäude der Universität Zürich gelegene «Schnäggli» war einst eine Brutstätte der Dada-Bewegung.



Dadaistische Vision vom fliegenden «Schnäggli», links im Bild das Kollegiengebäude der Universität. Die Zeichnung ist Hannes Binders neuestem Bildband «Nüüd appartigs …» entnommen. Er enthält sechs illustrierte Erzählungen von Friedrich Glauser und erscheint im Limmat Verlag. Die Buchvernissage findet am 1. Juli, 20 Uhr im Cabaret Voltaire, Spiegelgasse 1 in Zürich statt.

Von David Werner

«Hinter der Universität Zürich liegt ein grosser Garten, in ihm ein Herrenhaus und ein alter, kleiner Pavillon. In diesem Pavillon bewohnte der Maler Mopp drei Parterreräume …» So beginnt Friedrich Glausers kurzer Text «Dada». Glauser schildert darin seine Begegnung mit Hugo Ball, Emmy Hennings, Hans Arp und Tristan Tzara alias Samy Rosenstock. All diese Dada-Künstler lernte er 1916 durch den aus Österreich stammenden Maler Max Oppenheimer, der sich kurz Mopp nannte, kennen.

Ort des Geschehens: das liebevoll «Schnäggli» genannte, zwischen Bodmerhaus, Kollegiengebäude und Mensa gelegene Riegelhäuschen, in dem heute ein Teil der unicommunication mitsamt der unijournal-Redaktion beheimatet ist. Über einige Monate hinweg traf sich hier, in Max Oppenheimers Wohnstätte und Atelier, die Dada-Clique. Der junge Friedrich Glauser war fasziniert. Sein Romanistik- und Chemiestudium, das er an der Universität Zürich aufgenommen hatte, liess er links liegen. Tatkräftig beteiligte er sich dafür an den Dada-Soiréen im Zürcher Niederdorf, schlug das Tamburin, trug eigene Verse vor und sang bei den «Poèmes simultans» mit: «prrrr, sssss, ayaya, uuuuuh». Später machte er sich zusammen mit Hugo Ball und Emmy Hennings Richtung Tessin auf und davon.

Der Zürcher Illustrator Hannes Binder hat Glausers Dada-Erinnerungen bebildert und dabei dem «Schnäggli» gleich mehrfach die Referenz erwiesen. Seine Illustrationen zeigen es aus verschiedenen Perspektiven, von innen und von aussen, umlagert von ausgelassenen Dadaisten, einmal sogar hoch am Himmel fliegend. Die prominente Darstellung des schmucken Häuschens hat natürlich einen Grund: Binder ist hier selbst öfters ein- und ausgegangen – als unimagazin-Illustrator vor etwa fünfzehn Jahren. «Ich ahnte damals noch nichts davon, dass auch Friedrich Glauser, der mich schon zu jener Zeit beschäftigte, hier einst verkehrt hatte», erzählt er. In der Zwischenzeit hat Binder mehrere Bildbände zu Glauser-Texten veröffentlicht. Für den bislang letzten Band, der den Titel «Nüüd appartigs» trägt und im Juli erscheint, nahm er sich Glausers «Dada»-Text vor. Er habe gleich erkannt, dass es sich bei der Schilderung von Mopps Haus im ersten Satz nur um das «Schnäggli» handeln konnte. «Das Schnäggli – ein Epizentrum des Dadaismus! Da staunte ich nicht schlecht», lacht Binder.

David Werner ist Redaktor des unijournals.

Herbert Vogler geht in Pension

Voller Tatkraft

Achtzehn Jahre lang war Herbert Vogler als Chef des Betriebsdienstes Zentrum zuständig für das Heizen und Putzen, den Hörsaalbetrieb und die Haustechnik im alten Hochschulquartier. In dieser Zeit hat sich an der Universität viel verändert. «Als ich 1987 meine Stelle antrat, war die Universität ein Teil der kantonalen Verwaltung und abhängig von Beamten in der Bildungsdirektion», erinnert sich Vogler. Jeder Beinbruch musste an die Bildungsdirektion gemeldet werden, die dann eine schriftliche Verfügung ausstellte. Für den gelernten Maschinenbauzeichner, der sich aus der Privatwirtschaft gewohnt war, selbständig zu führen, eine neue Situation. Inzwischen, freut sich Vogler, hat

Herbert Vogler. (Bild Maria Maget)

sich die Universitätsverwaltung dank dem neuen Universitätsgesetz zu einem autonom organisierten Betrieb entwickelt.

Neben dem Beamtentum störten Vogler auch die internen Grabenkämpfe. «Früher sprachen der Betriebsdienst Irchel und der im Zentrum nicht miteinander.» Zuerst musste Vogler die Gründe dafür finden: So verdiente beispielsweise ein Elektriker am Irchel weniger als sein Kollege am Zentrum. Vogler hat sich gegen die Ungleichbehandlung eingesetzt und die Leute miteinander in Kontakt gebracht. So putzt heute – als Sinnbild der Zusammenarbeit – die Strassenwischmaschine des Betriebsdienstes Irchel einen Tag in der Woche im Zentrum. Auch aus Kostengründen sinnvoll.

Sparen war Vogler immer ein wichtiges Anliegen – bereits in Zeiten, als davon in der kantonalen Verwaltung noch niemand sprach. «Wir arbeiten mit Mitteln, die wir vom Steuerzahler treuhänderisch bekommen.» Die letzte Umstrukturierung des Betriebsdienstes unter dem Namen Dienste 2000 beginnt sich jetzt nach drei Jahren auszuzahlen. Heute gibt es nicht mehr für jedes Institusgebäude einen eigenen Hauswart und eine Putzfrau. Diese Aufgaben werden zentral erledigt.

Prägende Erinnerungen hinterliessen bei Vogler Ausnahmesituationen wie die Studentenproteste Unitopie 1989, als er im Krisenstab war, oder im Juni 2000 die Proteste gegen den Vortrag des früheren Arbeitsminister der Pinochet-Regierung. Als Erinnerungsstück steht bei Vogler ein mit Schrauben gefüllter Tennisball im Regal, den Demonstranten durchs Aulafenster geworfen hatten.

Die Vielfältigkeit der Arbeit und den Kontakt mit verschiedensten Personen sieht Vogler, rückblickend auf seine Zeit an der Universität, positiv. Natürlich kam es auch zu Diskussionen: «Ich bin ein bisschen ein Sparschwein und habe manchmal unbequeme Fragen gestellt.» Tatkraft und Offenheit liegen in seiner Natur. So geht Herbert Vogler nun zwar in Pension, aber zur Ruhe setzt er sich noch lange nicht.

Lukas Mäder, Journalist

Die Nachfolge von Herbert Vogler als Leiter Betriebsdienst Zentrum trat auf den 1. Juni Patrick Egli an. Der 35-jährige, gelernte Elektrotechniker arbeitet seit dreieinhalb Jahren beim Betriebsdienst als Leiter des Facility Managements (dem damaligen Hausdienst).

Fortsetzung von Seite 4

gäbe sicher viele ebenso gute Geschäftsideen wie bei den Maschineningenieuren», ist der Historiker überzeugt. Dass der Bund bei seiner Politik, Firmengründungen zu fördern, auf High- und Biotech setzt, hält er für zu einseitig. Dem stimmt Adrian Sigrist, der stellvertretende Geschäftsleiter von unitectra, der Technologietransferstelle der Universitäten Zürich und Bern, zu. Die Förderung von Hightech habe damit zu tun, dass man sich in diesem Bereich eine hohe Wertschöpfung und damit Impulse für das Wirtschaftswachstum verspreche. Ausserdem suchten die Geistes- und Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler selbst die Technologietransferstelle nur sehr selten auf. Mit komplexen Fragen rund um Patentierungen, teure Labors und schwierige Finanzierungen sehen sie sich offenbar seltener als ihre Kolleginnen und Kollegen aus dem naturwissenschaftlichen Bereich konfrontiert.

Das zeigen auch die beiden genannten Beispiele: Die Firmen Sprachwelten und Docuteam kommen mit eher geringen Kosten aus. Nur Löhne, Miete und Ausstattung – aber keine teuren Maschinenparks oder Laboreinrichtungen müssen berappt werden. Für juristische Fragen braucht es keine spezialisierten Anwälte und die Firmen wurden privat, ohne Risikokapital oder Kredite, finanziert. Eine weitere Gemeinsamkeit von Monika Dätwyler-Hrubovska und Tobias Wildi: Sie begnügten sich beide nicht mit dem im Studium vermittelten Grundlagenwissen. In Nebenerwerbstätigkeiten, die zunächst vor allem der Studienfinanzierung dienten, erhielten sie wichtige Anregungen, sich fachlich zu spezialisieren und unternehmerisch zu qualifizieren. Die parallel zum Studium erworbenen Kompetenzen spielen somit in beiden Lebensläufen eine grosse Rolle.

Informationen unter: www.sprachwelten.ch, www.docuteam.ch, www.unitectra.ch, www.btools.ch, www.venturelab.ch

Lukas Kistler ist Journalist.

Joe Cocker★
The Roots★Korn★
Söhne Mannheims★
+ special guests

Lovebugs★Florian Ast★
Sam Ragga Band★Negative★
Juliette & the Licks★Beatsteaks★
Die Happy★Silbermond★
Reamonn★Archive★
Jimmy Cliff★Wir sind Helden★
Sportfreunde Stiller★

Family Force ★
Tight Finks /
The Fuckadies★
Shiva★Gingala★
Phenomden★GMF★
Open Season★
Stress★Gigi Moto★
Sina + Guests★
El Tattoo del Tigre ★
Blusbueb★Aextra★

18.–21. aug. 2005
www.openairgampel.ch

tickets:

hauptsponsoren

medienpartner:

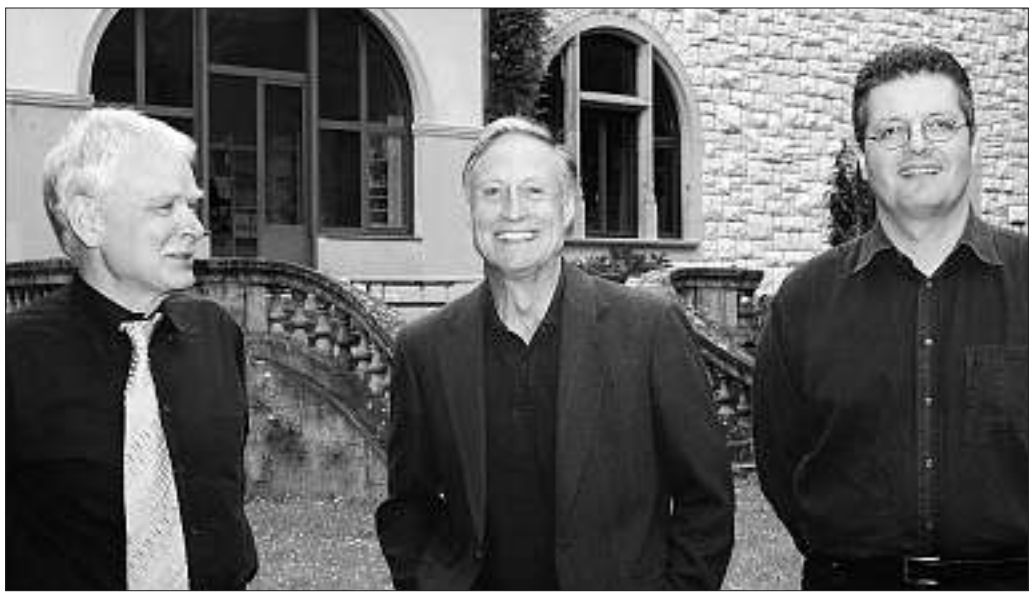
presented by MIGROS

atelierruppen.ch

Suche nach dem Guten

Das Zürcher Ethik-Zentrum feiert Jubiläum: Seit zehn Jahren arbeiten hier Theologen und Philosophen unter einem Dach zusammen. Nun folgt die Aufwertung zum Forschungsschwerpunkt.

Von David Werner



Die Leiter des Ethik-Zentrums Johannes Fischer und Anton Leist sowie Geschäftsführer Peter Schaber (v.l.). Im Hintergrund die Villa Abegg, Sitz des Ethik-Zentrums. (Bild David Werner)

Für ethische Erwägungen über Gut und Böse steht in Zürich seit zehn Jahren ein richtiger Garten Eden zu Verfügung. Das Gründerzeit-Anwesen, in welchem das Zürcher Ethik-Zentrum domiziliert ist, befindet sich inmitten eines parkähnlichen Geländes an der Zollikerstrasse. Kies knirscht beim Rundgang unter den Sohlen, Vögel zwitschern im Geäst alter Bäume, eine elegant geschwungene Treppe führt zu einer Terrasse herauf und eine lauschige Gartenlaube ist auch vorhanden.

Pläne für ein Zürcher Ethik-Zentrum bestanden schon in den Fünfzigerjahren. Damals verfolgte der Zürcher Privatgelehrte Walter Robert Corti das nie verwirklichte Projekt einer Institution, die sich in umfassendem Stil ethischen Problemen des West-Ost-Konflikts widmen sollte. Der Kalte Krieg ist inzwischen vorüber, drängende ethische Pobleme gibt es jedoch nach wie vor – auf politischer und gesellschaftlicher Ebene, aber auch in den Wissenschaften selbst. Wissenschaftliche Erkenntnisse, etwa in Gen- oder der Stammzellenforschung, werfen immer wieder neue ethische Fragen auf. Um im eigenen Haus Antworten darauf zu finden, rief die Universität Zürich 1995 das Ethik-Zentrum ins Leben. Es besteht aus zwei Teilen: einerseits aus dem zur theologischen Fakultät gehörenden Institut für Sozialethik, das der Wirtschaftsethiker Arthur Rich 1964 gründete; andererseits aus der Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik, die 1989 im Rahmen des philosophischen Seminars mithilfe von Finanzmitteln gegründet wurde, die einst Walter Robert Corti gestiftet hatte.

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Geleitet wird das Ethik-Zentrum vom Theologie-Professor Johannes Fischer und vom Philosophie-Professor Anton Leist. Geschäftsführer ist Assistenzprofessor Peter Schaber. Das Ethik-Zentrum erfüllt, wie Schaber ausführt, drei Aufgaben: erstens Forschung und Lehre. Zweitens bietet es innerhalb der Universität und der Wissenschaften Orientierung im Hinblick auf die moralisch-ethische Meinungsbildung. Diese Aufgabe obliegt auch der universitären Ethikkommission, die sich aus Vertretern aller Fakultäten und Stände zusammensetzt und deren Präsidentschaft abwechselnd die beiden Leiter des Ethik-Zentrums übernehmen. Gegenwärtig debattiert die Ethik-Komission gerade über den Stellenwert von Auguste Forels «Eugenik»-Forschung im universitären Selbstverständnis. Studierende hatten eine Diskussion darüber angeregt.

Die dritte Aufgabe des Ethik-Zentrums besteht in der Öffentlichkeitsarbeit. Seit einigen Jahren wird ein Nachdiplomstudiengang angeboten, der Berufstätigen aus verschiedensten Praxisbereichen eine lösungsorientierte Auseinandersetzung mit ethischen Streitfragen ermöglicht. Ausserdem arbeitet das Ethik-Zentrum zuhanden von Vereinen, politischen Institutionen, Parteien und Unternehmen Gutachten und Stellungnahmen aus; besonders aufwändige Studien wurden in den letzten zehn Jahren in Fragen des Umweltschutzes, der Psychiatrie und der Gen-Patentierung verfertigt. Im Auftrag des Bundesrates wurde ein zukunftsweisender Vorschlag zum Organisationsaufbau nationaler Ethikkommissionen entwickelt. Personell ist das Ethik-Zentrum unter anderem in der Nationalen Ethikkommission für den Bereich der Humanmedizin und in der Zentralen Ethikkommission der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften (SAMW) vertreten – alles sehr zeitintensive Engagements.

Bereits diese kurze Aufzählung gibt einen Eindruck davon, in wie vielen verschiedenen Fachbereichen Ethiker und Ethikerinnen heute gefordert sind. Das breite Themenspektrum hat längst zu einer Ausdifferenzierung innerhalb der Ethik-Forschung selbst geführt. Man unterscheidet Teilbereiche wie Umwelt-, Rechts-, Medizin-, Wirtschafts- oder Medienethik. «Was die Aufgliederung in Bereichsethiken betrifft, findet innerhalb der Ethik derselbe Prozess statt wie in allen anderen Wissenschaften auch – nämlich zunehmende Spezialisierung», sagt Peter Schaber. Nicht zu vermeiden ist dabei, dass die verschiedenen Teilbereiche der Ethik spezifische Perspektiven entwickeln. «Es kann durchaus vorkommen, dass etwa ein Wirtschaftsethiker denselben Sachverhalt anders beurteilt als ein Medizinethiker», sagt Anton Leist und nennt dabei folgendes Beispiel: «Um über die moralische Notwendigkeit etwa einer teuren Organtransplantation etwas aussagen zu können, wird ein Wirtschaftsethiker vielleicht versuchen, das Verhältnis der Kosten mit dem damit ermöglichten Gewinn an Lebensjahren in Franken und Rappen auszudrücken. Ein klassischer Medizinethiker dagegen würde eine solche Monetarisierung im Bereich der Medizin wohl ablehnen.»

Das Gesamtwohl im Auge

Mit Blick auf solche Divergenzen mag der Laie sich die Frage stellen, ob die Spezialisierung der Ethik nicht im Widerspruch zu ihrem Anspruch steht, fürs grosse Ganze zu sprechen. Anton Leist weist solche Gedanken zurück: «Wir kommen um Spezialisierung nicht herum, weil es keinen Katechismus moralischer Grundsätze gibt, den man in allen Lebens- und Wissenschaftsbereichen auf immer gleiche Weise durchdeklinieren kann. Aber am Anspruch, das Gesamtwohl der Menschheit im Auge zu behalten, wird die Ethik festhalten – gerade angesichts anhaltender Partikularisierung von Wissenschaft und Gesellschaft.» Dieser Anspruch, ergänzt Peter Schaber, könne am ehesten durch eine möglichst enge Verbindung von konkreter ethischer Fallbeurteilung und Grundlagenforschung eingelöst werden. Und genau darum gehe es bei der Ausweitung des Ethik-Zentrums zum universitären Forschungsschwerpunkt. «Der Ausbau zum Forschungszentrum erlaubt es uns, die Theoriebildung, die genuine ethische Reflexion zu verstärken.»

Drei Schwerpunkte

Im Zuge dieses Ausbaus wurde die Forschung am Ethik-Zentrum neu organisiert. Sie richtet sich fortan nach drei Schwerpunkten aus: Bei Johannes Fischer geht es um «Grundlagen moralischer Orientierung», bei Anton Leist um «konkrete Gerechtigkeit» und bei Peter Schaber um «Achtung als Grundbegriff der Moral». Ausserdem wird unter der Leitung von PD Markus Huppenbauer ein Graduiertenkolleg eingerichtet, das interdisziplinäre Forschungsarbeiten ermöglichen und ausserdem die Ausstrahlung der Ethik-Wissenschaft in andere Fakultäten verstärken soll.

All diese Neuerungen haben mit einer Entwicklung innerhalb der Ethik-Wissenschaft zu tun, die Anton Leist als «Ausweitung des Blicks» bezeichnet. «In der Pionierzeit», so Leist, «war angewandte Ethik sehr konkretistisch, man bezog sich auf das überschaubare Feld aktueller Konflikte vor allem im medizinethischen Bereich.» Die Arzt-Patienten-Beziehung, Abtreibung, Embryonenforschung oder Sterbehilfe – das waren die klassischen, immer schon in einem gewissen Fokus vorformulierten Themen. Heute wird immer häufiger zwischen mikrostruktureller zur makrostruktureller Ebene hin und her geschaltet. «Wir versuchen, Einzelphänomene wie zum Beispiel die hohen Managerlöhne im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu sehen – in diesem Fall im Zusammenhang mit dem grundlegenden Wandel der Arbeitsverhältnisse», sagt Leist. Der ethische Blick wird multidimensional, Ethik-Forschung gestaltet sich theoretisch und interdisziplinär immer anspruchsvoller und aufwändiger.

Im Paradiesgärtlein an der Zollikerstrasse wird hart gearbeitet.

Zum 10-jährigen Jubiläum des Ethik-Zentrums und zum Start des universitären Forschungsschwerpunkts Ethik findet am 1. Juli 2005 eine interdisziplinäre Arbeitstagung mit dem Titel «Zukunftsperspektiven der Ethik» statt. Referenten sind Marc Chesney, Armin Reller, Andreas Kley, Christoph Rehmann-Sutter und Rektor Hans Weder. Ort: Karl-Schmid-Strasse 4, KO2-F-152. Anmeldung: www.unizh.ch/ethik

David Werner ist Redaktor des unijournals.

Häldeliweg und Schönleinstrasse

Achtung Baustelle

Nach rund 30-jähriger intensiver Nutzung mussten die Haustechnikanlagen am Häldeliweg 4 erneuert und den heutigen Anforderungen der Benutzer angepasst werden. Das Laborgebäude wurde 1976/77 vom kantonalen Hochbauamt nach Plänen des Architekten Ibrahim Rashed zugunsten der Abteilungen klinische Immunologie und Onkologie des Departements für Innere Medizin erbaut. Charakteristisch für diesen Bau ist die harte und klare Betonarchitektur. Besondere Erwähnung verdient die linke Wand des Eingangsbereichs, die Antonio Fiacco 1977 gestaltete. Das Kunstwerk steht in der Tradition des Pfortenmotivs, indem es Aussen und Innen künstlerisch verbindet.

Seit längerer Zeit führte das Raumklima in den Laboratorien und Apparateräumen zu Beanstandungen. Die Instandsetzungsarbeiten, die von Februar 2004 bis Frühling 2005 während des vollen Betriebs ohne externe Ausweichmöglichkeiten für die Benutzer ausgeführt worden sind, mussten in sehr kleine Schritte aufgeteilt werden. Sie umfassten unter anderem die vollständige Erneuerung der Lüftungsanlage und des Kühl-/Tiefkühlraumes sowie den Einbau einer Brandmeldeanlage. Für die Realisierung dieser Massnahmen hat der Regierungsrat im Herbst 2003 einen Objektkredit von 1,525 Millionen Franken bewilligt.

Mehr Laborfläche

Erneuerungsarbeiten sind auch an dem 1863 erbauten ehemalige Wohnhaus Schönleinstrasse 2 nötig. Seit Beginn der Achtzigerjahre beherbergt es Laboratorien der Abteilung klinische Pharmakologie und Teile des Instituts für Orale Mikrobiologie. Es fehlt seit langem an Laborfläche. Die Abteilung klinische Pharmakologie konnte im benachbarten, dem UniversitätsSpital gehörenden Haus Schönleinstrasse 8/10 Büroräume übernehmen, wodurch die frei gewordenen Flächen an der Schönleinstrasse 2 in Laboratorien umfunktioniert werden können.

Seit längerer Zeit bereiten die rund 26 Jahre alten Haustechnikanlagen an der Schönleinstrasse 2 den Nutzern bei der Arbeit erhebliche Probleme. Die Lüftungsanlage ist störungsanfällig und muss ersetzt werden. Zudem benötigen verschiedene Laboratorien beider Abteilungen eine zusätzliche Kühlung. Dazu kommen nicht aufschiebbare Unterhalts- und Instandsetzungsarbeiten sowie Auflagen der Feuerpolizei. Für die Ausführung der erforderlichen Massnahmen

Das Haus an der Schönleinstrasse 2 (mitte), Aufnahme von 1937. (Bild zVg)

hat der Regierungsrat im Herbst 2003 einen Objektkredit von 1,85 Millionen Franken bewilligt. Bedingt durch einen Rekurs können die Bauarbeiten erst im Sommer dieses Jahres in Angriff genommen und bis zum Jahresende abgeschlossen werden.

Raymond Bandle,
Abteilung Bauten und Räume

Demokratisierung internationaler Organisationen

«Nicht am Volk vorbeiregieren»

An diesem Morgen ist Bruno S. Frey besonders gut gelaunt. Das französische «Non» und das niederländische «Nee» zur EU-Verfassung bestätigen seine These aufs Anschaulichste. «Im 21. Jahrhundert», sagt der Professor am Institut für Empirische Wirtschaftsforschung und schenkt der Besucherin Kaffee ein, «kann man nicht mehr am Volk vorbeiregieren und dann noch erstaunt sein, dass die Leute sauer sind und ihren Frust an der Urne ausleben.»

Die normale Bevölkerung beteiligen

Auch der Internationale Währungsfond, die Welthandelsorganisation oder die Weltbank sind immer wieder mit der Klage konfrontiert, sie vernachlässigten die Bedürfnisse der Armen und des Umweltschutzes. Zudem seien sie ineffizient, viel zu teuer und einseitig auf die Interessen ihrer grossen Geldgeber ausgerichtet. Woher kommen diese Mängel? Ein Grund ist, dass die Steuerzahlenden der Mitgliedsländer überhaupt keine Möglichkeit haben, dem Beamtenapparat auf die Finger zu klopfen. Zudem sorgen bestimmte Regulationen dafür, dass die Organisationen ein besonders offenes Ohr für die Interessen bestimmter Regierungen, Unternehmen oder Lobbys haben.

Eine Weltregierung allerdings würde die Sache auch nicht besser machen: «Absolute Macht korrumpiert auch absolut», schreiben Professor Bruno S. Frey und sein Habilitand, Alois Stutzer. Die beiden Ökonomen möchten das Demokratiedefizit an der Wurzel packen. Sie schlagen nichts Geringeres vor, als die ganz normale Bevölkerung an der Entscheidungsfindung internationaler Organisationen zu beteiligen.

Kontrolle des Beamtenapparats

Doch wie soll das konkret umgesetzt werden? – schliesslich ist eine unübersichtlich grosse Zahl von Ländern und Menschen involviert. Bruno S. Frey: «Wir schlagen vor, dass man aus dem Stimmrechtsregister jedes Mitgliedlandes nach einem mathematischen Zufallsverfahren Bürgerinnen und Bürger als so genannte Treuhänder (Trustees) auswählt.» Die Randomisierung habe den Vorteil, dass bei der Auswahl weder Einkommen noch Status, Geschlecht, Rasse oder Religion eine Rolle spielen würden – eine faire Chance für alle Bürgerinnen und Bürger also.

Von ihrem Vorschlag versprechen sich Frey und Stutzer vier wichtige Verbesserungen. Erstens: Fair ausgewählte Trustees könnten in Form von Initiativen und Referenden jene Probleme auf den Tisch legen, welche Politiker und Funktionäre sonst gerne unter den Teppich wischen. Zudem könnten die Bürger den Beamten- und Politapparat effizient kontrollieren und Leerläufe besser vermeiden. Zweitens: Die Mechanismen der direkten Demokratie würden den NGOs ein verfassungsrechtliches Instrument in die Hand geben, mit denen sie im fairen Wettbewerb mit anderen Gruppen ihre Ziele verfolgen können. Drittens hätten die internationalen Organisationen einen besseren Draht zum Volk, ihrem eigentlichen Auftraggeber. Viertens schliesslich würden Entscheidungen, denen die Trustees zugestimmt hatten, an Legitimität und Akzeptanz gewinnen – selbst wenn sie sich kurzfristig gegen die Interessen der nationalen Regierung richten würden.

Mitbestimmung fördert das Interesse

Besteht aber nicht die Gefahr, dass so genannt einfache Bürgerinnen und Bürger – also Laien oder gar Analphabeten – vom Beamtenapparat ausgetrickst würden? Diese Gefahr sei tatsächlich gross, räumt Frey ein. «Aber die Trustees wären ein Gegengewicht und die Exekutiven der internationalen Organisationen müssten sich bemühen, den Leuten besser zu erklären, was sie tun.»

Würden aber zufällig ausgewählte Leute ihre Aufgabe überhaupt ernst nehmen? «Man darf die Menschen nicht unterschätzen», sagt Frey. Studien an seinem Lehrstuhl zeigten nämlich: Sobald Bürgerinnen und Bürger mitbestimmen dürfen, beginnen sie sich für ein Thema zu interessieren. Das hätten auch die EU-Abstimmungen über die Verfassung gezeigt: «In Frankreich, den Niederlanden und Dänemark kam es zu intensiven Diskussionen. In Deutschland hingegen, wo das Volk nicht befragt wurde, gab es verständlicherweise keine Debatte.»

Der erfahrene Ökonom Bruno S. Frey ist selbstverständlich nicht so naiv zu erwarten, dass seine Ideen jetzt unmittelbar umgesetzt würden – freiwillig geben Entscheidungsträger ihre Macht schliesslich nicht ab. Verschwindet also das Arbeitspapier sang- und klanglos in der Schublade? Keineswegs, kontert Frey. «Wir stellen unsere Idee jetzt in ökonomischen und politologischen Fachzeitschriften zur Diskussion.» Im besten Fall hofft Frey, dass sie ein «politischer Unternehmer» vom Schlage eines Mandela, Schumann oder Monnet aufnimmt und so ein gewisser Druck entstehe. «Entscheidend ist», betont Frey, «dass wir endlich einen Schritt tun, damit internationale Organisationen, die ja in Zukunft immer wichtiger werden, demokratischer agieren.»

Demokratie in homöopathischer Dosis

Am liebsten sähe es Frey, wenn sich die Vereinten Nationen mit ihren vielen potenten Unterorganisationen wie WHO, WTO, IMF oder Weltbank auf einen solchen Demokratisierungsprozess einlassen würden. Und tatsächlich: Die Vorstellung, dass Leute wie du und ich mitentscheiden könnten, an welche Länder und zu welchen Konditionen die Weltbank ihre Kredite vergibt, hat etwas Reizvolles. «Und natürlich müsste auch die EU dringend demokratischer werden», fügt Frey bei. Denn der Verfassungsvertrag, den Frankreich und die Niederlande kürzlich so deutlich refüsierten, sehe bloss eine homöopathische Dosis direkte Demokratie vor: Wenn genügend Bürgerinnen und Bürger unterschreiben, könnten sie eine Petition ans EU-Parlament einreichen. «Das», sagt Frey, «ist zwar besser als gar nichts, aber es ist bloss ein Zückerchen.»

Paula Lanfranconi, Journalistin

Alois Stutzer, Bruno S. Frey: Making International Organizations more democratic. Informationen unter: www.iew.unizh.ch

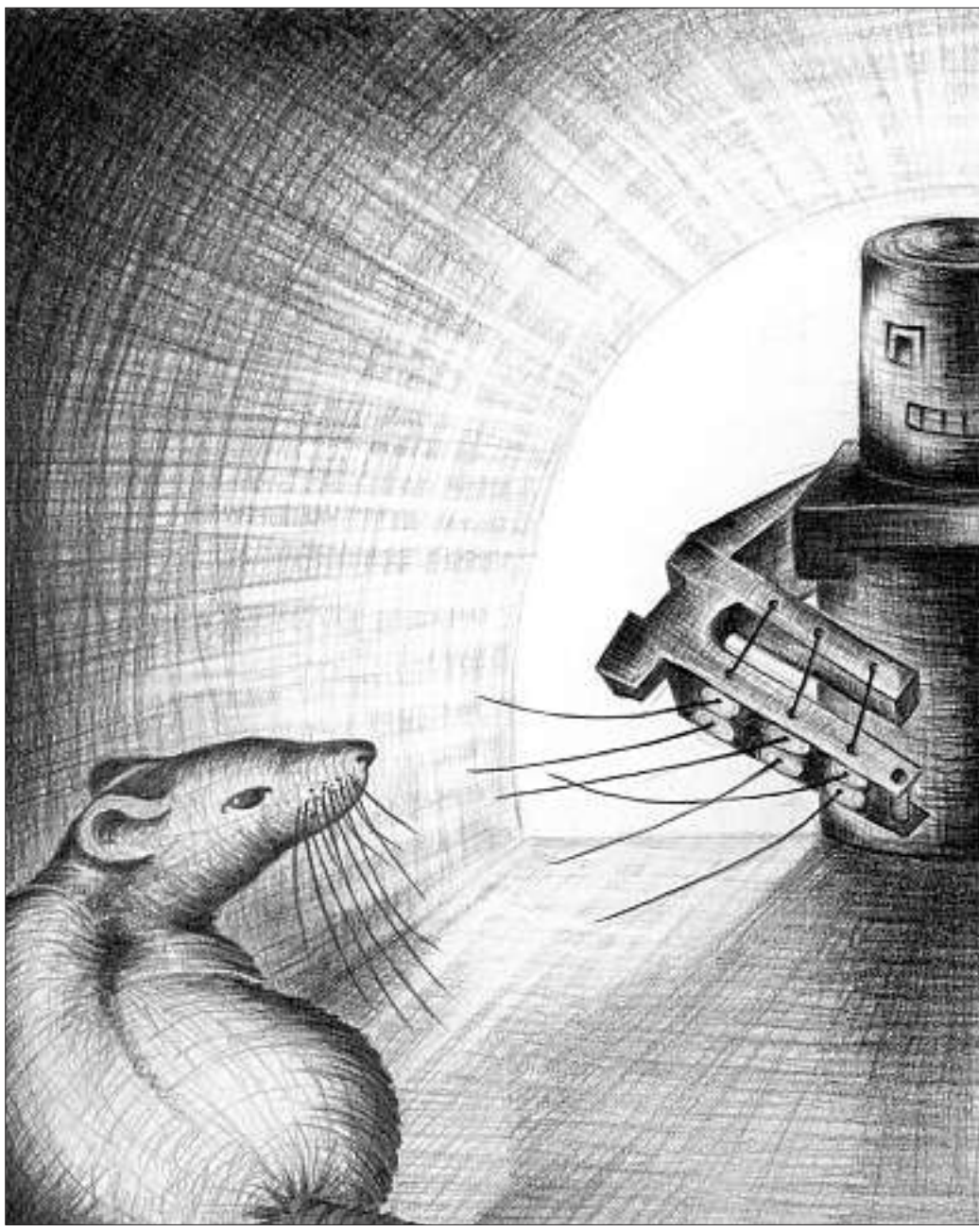
Ausschreibung

Konferieren auf dem Monte Verità

Das Konferenzzentrum der ETH Zürich «Centro Stefano Franscini» (CSF) auf dem Monte Verità besteht seit 1989. Sein Ziel ist es, eine Plattform für die Organisation von internationalen, wissenschaftlichen Workshops zur Verfügung zu stellen. Professorinnen und Professoren aller Schweizer Hochschulen sind herzlich eingeladen, ein Gesuch zur Durchführung einer Konferenz einzureichen. Geboten wird finanzielle und administrative Unterstützung sowie eine moderne Konferenzinfrastruktur. Die Ausschreibung für das Jahr 2007 läuft bis am 31. Oktober 2005. Informationen unter: www.csf.ethz.ch

Ein Roboter, der mit d

Roboter lernen tasten. Ratten-Schnurrhaare helfen ihnen, sich zu orientiere
Universität Zürich will herausfinden, wie diese Sinnesleistung in der Natur



«AMouse» trägt echte Schnauzhaare von Ratten, die auf kleinen Mikrofonen sitzen. Damit kann

Von Felix Straumann

Die Idee scheint nahe liegend: Tasthaare als eine neue Art von Sensor bei Robotern. Dennoch, bis vor drei Jahren hat sich kaum jemand ernsthaft mit dieser Möglichkeit befasst. Zwar gibt es unzählige Arten von Kameras und Mikrophonen, bei den Tasthaar-Sensoren steht man jedoch erst am Anfang. «Der Mensch hat zwar Augen, Ohren und Nase, jedoch keine Tasthaare. Wir haben keine Intuition, wie sich das anfühlt», vermutet Miriam Fend den Grund für diesen Forschungsrückstand.

Ein weit verbreitetes Konzept

Die junge Wissenschaftlerin arbeitet an dem von Professor Rolf Pfeifer geleiteten Artificial Intelligence Lab der Universität Zürich und gehört zu den Pionierinnen, was Tasthaar-Sensoren in der Robotik betrifft. Sie hat einen Roboter gebaut, der mit diesen Tasthaaren Oberflächen unterscheiden kann. Fend arbeitet mit Biologen und Neuroinformatikern im Rahmen des EU-Projekts «AMouse» zusammen. «Wir treffen uns regelmässig und berichten von unseren Arbeiten. Dies gibt uns allen neue Impulse.»

In der Natur sind Tasthaare bei den Säugetieren weit verbreitet. Vor allem Raubtiere, Nager und Robben tragen diese auf Oberlippe und Wangen als Schnurr- oder Spürhaare. Mäuse oder Ratten beispielsweise, die häufig bei dämmrigem Licht oder Dunkelheit aktiv sind, bekommen wichtige Informationen über ihren Schnurrbart. So können diese Tiere allein mit dessen Hilfe Oberflächen unterscheiden oder einer Wand entlanggehen. Robben finden mithilfe ihrer Barthaare unter Wasser ihre Beute. Selbst bei starker Strömung erkennen sie kleinste Unterschiede in der Wasserströmung, die ihre Opfer verraten.

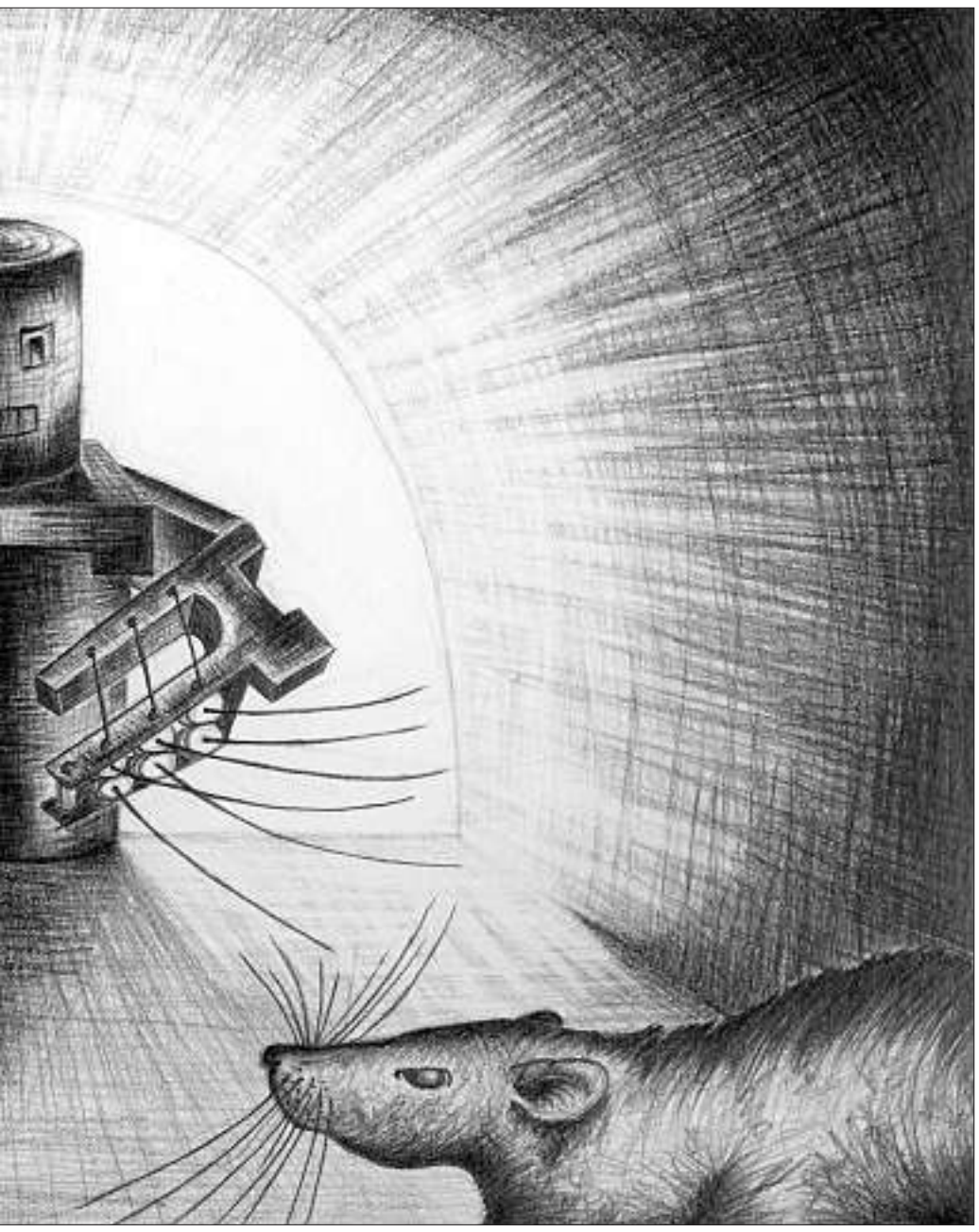
Dass sich jetzt die Robotik mit den Tasthaaren auseinander setzt, macht Sinn: Die neuen Sensoren sind unabhängig vom Licht und sind so je nach Umgebung den sonst üblichen Kameras überlegen. Sie liefern detaillierte Informationen zu Oberflächen und Formen in ihrer unmittelbaren Nähe und haben deshalb auch Potenzial für kommerzielle Anwendungen: «Denkbar wäre beispielsweise die Überwachung von Kanalisationsleitungen mit Robotern», sagt Fend.

Bei den Forschungsarbeiten im Artificial Intelligence Lab des Instituts für Informatik geht es aber noch nicht um kommerzielle Anwendungen. Fend will grundsätzlich verstehen, wie ein System funktioniert, bei dem sich Sensoren und Bewegung gegenseitig beeinflussen. Vorbild sind dabei Mäuse und Ratten, mit denen auch die Biologen im Projekt arbeiten – bevorzugt sind die Ratten, die den Vorteil haben, dass sie intelligenter sind und deshalb mit ihnen auch Verhaltenstests durchgeführt werden können. Die Arbeiten mit Robotern sollen Rückschlüsse darüber erlauben, wie Tiere ihre per Schnüffelhaar gewonnenen Informationen verarbeiten.

Für den Roboter von Fend müssen die natürlichen Vorbilder erst einmal vereinfacht werden: Während die Bewegungen jedes

em Schnurrbart sieht

n. Miriam Fend vom Artificial Intelligence Lab der
funktioniert.



das künstliche Tastorgan verschiedene Oberflächen unterscheiden. (Illustration Vanessa Reiling)

einzelnen Schnurrbarthaars bei Mäusen und Ratten von mehreren hundert Rezeptoren abgefangen werden, funktioniert der in Zürich entwickelte Tasthaarsensor viel einfacher: Die Bewegung eines einzelnen Rattenschnurrbarthaars wird von einer Mikrophonmembran in ein elektromagnetisches Signal übertragen, das dann ein Computer interpretieren kann. Um als Mensch selbst ein Gefühl zu bekommen, welche Information eine Ratte mit ihren Tasthaaren erhält, hat Fend das Signal zu Demonstrationszwecken akustisch verstärkt. Je nach Oberfläche, über die das Haar gestrichen wird, entstehen unterschiedliche Geräusche, die deutlich voneinander unterschieden werden können.

Die natürliche Version ist nicht die beste

Zwölf dieser Tasthaar-Sensoren hat Fend nun einem beweglichen Standard-Roboter angehängt – je sechs auf einer Seite. Ähnlich wie die Barthaare von Nagern bewegen sie sich vor und zurück. «Dies ist natürlich vereinfacht. Die Ratten haben viel mehr Tasthaare und bewegen diese auch schneller», erklärt Fend. In ersten Experimenten prüfte sie, wie diese zwölf Rattenhaare am besten angeordnet sein sollten. Dabei testete sie verschiedene Varianten – eine davon entsprach der natürlichen. «Die Anordnung in der Natur ist bei praktisch allen Tierarten mit Schnurrbart gleich», sagt Fend. Ihren Roboter liess sie mit den unterschiedlichen Barttrachten einen Parcours durchwandern. Etwas unerwartet beim Experiment war, dass nicht die natürliche Version am besten abschnitt. «Die Schnurrhaare bei den Tieren haben auch noch weitere Funktionen, als die blosse Hinderniserkennung, die im Experiment getestet wurde», vermutet Fend den Grund für die Differenz.

Verbindung von Tast- und Sehsinn

Der mit der besten Barthaar-Anordnung bestückte Roboter trainierte anschliessend sein künstliches neuronales Netzwerk, um so verschiedene Oberflächen unterscheiden zu können. Das klappte allerdings nicht auf Anhieb. Erst wenn die Eigenbewegung des Roboters mit dem Erspüren der Oberfläche in Verbindung gebracht wurde, war ein Erkennen möglich. «Es reicht dem Roboter offenbar nicht, einfach über eine Oberfläche zu streichen, um diese zu erkennen. Er muss auch seine eigene Bewegung in die Beurteilung mit einbeziehen», sagt Fend. In einem nächsten Schritt soll nun auch eine Kamera zum Einsatz kommen. Die Kombination von visuellen und Tastsensoren soll komplexeres Lernen möglich machen.

Fend hat die experimentellen Arbeiten mit ihrem Roboter bald abgeschlossen und beginnt in Kürze damit, ihre Dissertation abzufassen. Die Forschungen auf dem Gebiet werden jedoch weitergehen. Inzwischen sind Fend und ihre Projektmitarbeitenden nicht mehr die einzigen, die mit Tasthaaren Robotik betreiben. Auf der ganzen Welt entdecken immer mehr Gruppen das Thema für sich.

Felix Straumann ist Wissenschaftsjournalist.

Editionsprojekt «History of the Gold Coast and Asante»

Afrika erzählt seine Geschichte

«Die Wände der Häuser waren entweder aus Zweigen und Schlamm oder kompaktem Lehm gebaut. Sie waren zylinderförmig, zwischen 1,5 und 2 Meter hoch und mit Zweigen und Gras gedeckt. Sie hatten keine Fenster, jedoch eine Öffnung, die mit einer Art Matte aus Fächerpalmblättern geschlossen werden konnte.» So anschaulich und präzis beschreibt der Euroafrikaner Carl Christian Reindorf (1834–1917) in seiner «History of the Gold Coast and Asante» die Sakralbauten im südlichen Ghana.

Schon bei der Erstveröffentlichung 1895 galt Reindorfs Geschichtswerk als einzigartig. Seine Bedeutung fasste J.G. Christaller, Mitglied der Basler Mission, in seinem Vorwort wie folgt zusammen: «Europäer haben mehrere Bücher über die Goldküste geschrieben. Aber alle wurden vom Standpunkt der Europäer aus geschrieben, die keine oder nur dürftige Kenntnisse der einheimischen Sprache besassen. Hier aber haben wir ein Geschichtsbuch, das von einem Einheimischen verfasst wurde. Er schreibt voller Wärme über das Land und seine Menschen; er versteht ihre Sprache und ihre Denkweise.»

Geschichten von der Grossmutter

Die «History» gilt deshalb als historiografisches Juwel. Das Werk ist voll von mündlichen Traditionen von und über die Menschen des südlichen Ghanas: Gã, Fante, Akyem, Akuapem, Ewe und Asante. In seinem Vorwort erinnert sich Reindorf, wie er seine ersten «lessons in history» erhalten habe: Es war die schwarze Grossmutter, die den Kindern Geschichten zu erzählen pflegte. Reindorf, in vierter Generation Nachfahre eines dänischen Kaufmanns, der für einige Zeit an der Goldküste gearbeitet hatte, wurde 1834 im ghanaischen Küstenort Prampram geboren. Er besuchte die Schule der seit 1828 an der Goldküste ansässigen Basler Mission. In der Folge stand er zuerst als Katechist, dann als Lehrer und später als Pfarrer in ihren Diensten, war aber auch bekannt als Kräuterkenner, Farmer, Assistenzarzt – und Historiker.

Reindorf bemerkt in seinem Vorwort weiter, dass er 1864 – vier Jahre nach dem Tod seiner Grossmutter – begonnen habe, mündliche Traditionen zu sammeln und niederzuschreiben. Angetrieben wurde er durch das Bewusstsein, dass die afrikanische Geschichte mit der alten Generation langsam aussterben und damit verloren gehen würde. Seine umfangreiche Überlieferung wurde in den Fünfzigerjahren als eine der wichtigsten so genannten internen, das heisst von einem Afrikaner geschriebenen Quellen, von Historikern (wieder-)entdeckt. Allerdings war die Erstauflage sehr klein, und schon um 1900 war Reindorfs History schwer erhältlich. 1966 erschien eine durch Reindorfs Söhne stark gekürzte Neufassung, die, trotz ihrer Unzulänglichkeiten, von Forschern notgedrungen bis heute benutzt wird.

Neuausgabe und neues Material

Es besteht deshalb seit längerem der Wunsch, Reindorfs ursprüngliche History von 1895 wissenschaftlich bearbeitet neu herauszugeben. Dieses Unterfangen wurde 2003 im Rahmen eines zweijährigen interdisziplinären Projekts, finanziert vom Schweizerischen Nationalfonds und unter Leitung von Professor Jörg Fisch vom Historischen Seminar der Universität Zürich sowie unter wissenschaftlicher Mitarbeit von lic. phil. Heinz Hauser in Angriff genommen. Im Weiteren beinhaltet das Editionsprojekt die Transkription, Übersetzung und wissenschaftliche Bearbeitung von zwei je rund 300 handschriftliche Seiten umfassenden Manuskripten der History, die 1891 beziehungsweise 1912 von Reindorf in der Gã-Sprache von Accra geschrieben wurden und sich inhaltlich von der 1895 publizierten englischen Fassung unterscheiden. Diese beiden Dokumente ruhten unbearbeitet im Basler Missionsarchiv, bis ihre Existenz 1995 durch Archivar Paul Jenkins zur Kenntnis der Wissenschaft gebracht wurde. Die Neuausgabe der History wird ausserdem eine umfangreiche Einleitung beinhalten, die das Werk in seinem Kontext würdigen soll.

Eine Neu-Edition von Carl Christian Reindorfs «History of the Gold Coast and Asante» ist auf mehreren Ebenen von grosser Bedeutung. Auf der einen Seite ist sie ein wichtiger Beitrag für die Geschichtsforschung und die Ethnologie, denn die History ist heute noch als eine der umfassendsten Quellen für die Kulturgeschichte Ghanas unübertroffen. Die Gã-Manuskripte aus dem Basler Missionsarchiv enthalten überdies viel neues, noch unveröffentlichtes Material. Die Quellenlage für Westafrika ist vergleichbar mit der Situation für das Europäische Mittelalter: Quellenmaterial ist rar und kostbar, und die Texte müssen vorsichtig, kritisch und gründlich bearbeitet und analysiert werden.

Ausserdem gibt es in der Gã-Sprache bis heute nur sehr wenig Literatur. Das Gã von Accra, das eine Minderheitensprache und heute gleichzeitig Nationalsprache in Ghana ist, wurde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ausschliesslich gesprochen, bevor es durch die frühen Missionare der Basler Mission und afrikanischen Assistenten verschriftlicht wurde. Darum ist die Veröffentlichung von Reindorfs 600 Seiten umfassenden Gã-Texten von unschätzbarem Wert und ein wichtiger Schritt vorwärts für die Sprachwissenschaft und die Literaturforschung in Ghana. Die Gã-Manuskripte sind voller archaischer Ausdrücke, Metaphern und Sprichwörter, denn Reindorf selbst bemühte sich, möglichst viele «alte» Wörter zu benutzen und war sich schon damals des voranschreitenden Sprachwandels seiner Zeit bewusst. Es besteht auch die Möglichkeit, dass die Texte in Ghana im Schulunterricht gebraucht werden können.

Als Historiker seiner Zeit voraus

Schliesslich ist die Neu-Edition von Reindorfs History auch ein wichtiger Beitrag für die intellektuelle Geschichte Ghanas und Westafrikas: Reindorf war ein Historiker im tiefsten Sinne, verband europäische, zeitgenössische Historiografie mit der Perzeption von Geschichte der Gã und war darüber hinaus methodisch in vielem seiner Zeit voraus: Reindorf nutzte die einheimische mündliche Kunst (Geschichten, Lieder, Sprichwörter, Horn- und Trommelsignale) als Quelle, und er verfolgte einen interdisziplinären methodischen Ansatz, indem er die kulturellen Praktiken und die Etymologie zu Hilfe nahm. Schliesslich verfolgte Reindorf einen trans- und interkulturellen Ansatz, er gab den in der Geschichte handelnden Afrikanern wohl zum ersten Mal eine Stimme und gestand ihnen schliesslich – ganz im Gegensatz zu seinen europäischen zeitgenössischen Kollegen – die Fähigkeit zu, aktiv und handelnd die Geschichte zu gestalten, was heute als «African Agency» bezeichnet wird.

Im schweizerischen Kontext ist Reindorfs History als ein Teil der Basler Missionsgeschichte und als Produkt der Missionstätigkeit anzusehen, denn Reindorf wurde unter anderem durch die Basler Missionare motiviert, die Geschichte seines Landes zu erforschen und aufzuschreiben, und durch sie auch in seinem Geschichtsdenken stark beeinflusst.

Heinz Hauser, Historiker

BON für den neuen 156-seitigen Farbkatalog! BON mit Adresse einsenden oder per Mausklick bestellen.

SPATZ Camping Trekking
Die Camping- und Trekking-Profis
Hedwigstrasse 25
Postfach 1222
CH-8032 Zürich
Tel. 044 383 38 38
Fax 044 382 11 53
www.spatz.ch

MOLINO
PIZZERIA RISTORANTE

Ihr kulinarischer Treffpunkt

Ob hausgemachte Pizza und Pasta oder leckere Fleisch- und Fischgerichte, bei uns können Sie sieben Tage in der Woche feine italienische Spezialitäten geniessen.

SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger. Gilt auch für eine Begleitperson!

Ristorante FRASCATI
Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO
Zürich, Limmatquai 16, Tel. 01 261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 01 240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 01 830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 01 940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 01 740 14 18

www.molino.ch

SOGLIO, BERGELL, CASA PELE.

Zu vermieten wochenweise **Haus** mit drei Schlafzimmern für 2-8 Personen. Stube, Küche, zwei Duschen, zwei WC, ein Bad, Waschmaschine.
Fr. 120.-- pro Tag plus
Fr. 150.-- für die Schlussreinigung.
Tel.: 071 994 90 50 Fax 51
oder: Riccardo Bischof,
Sonnenhalb 194, 9655 Stein

ENGLISH FOR ALL NATIONS

ENGLISCH IN ENGLAND an TOP SCHULE

Intensiv- oder Examenkurse – unsere Leistungen sprechen für sich – **seit über 30 Jahren!**

z.B. 28 Lekt./Woche, 12 Wochen inkl. Unterkunft (EZ)
CHF 5500.–!

Marcel Roost, Tel. 052 670 11 00
www.westacad.ch

Unruhe? Nervosität? Prüfungsangst?

Zeller Entspannungs-Dragées
Bei nervösen Spannungszuständen

Mit den beruhigenden Extrakten aus Passionsblume, Petasites, Baldrian und Melisse. Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Dies ist ein Arzneimittel. Bitte lesen Sie die Packungsbeilage.

Zeller
Pflanzliche Arzneimittel

Max Zeller Söhne AG, 8590 Romanshorn

Grosse Un(i)bekannte

Tänze, Lieder, Happy Ends

Es ist Anfang Juni, die Sonne glüht und Zürich schwitzt. Simone Rau, Präsidentin der Filmstelle beider Hochschulen und Studentin an der Universität Zürich, fühlt sich wohl an diesem hellen, heissen Sommertag; etwas Schwebendes, Leichtes, Südliches geht von ihr aus. Die 26 Jahre junge Frau mit dem klaren Blick ist offen für vieles und bringt Verschiedenes locker unter einen Hut. Sie probiert dies und jenes aus, experimentiert – mal sehen, wohin sie ihre Interessen und ihre Neugier, vielleicht auch der Zufall, führen. Doch wenn sie etwas anpackt, dann handelt sie rasch und mit Überzeugung.

Aufgewachsen ist sie in Oberweningen, die Eltern, die gerne um die Welt reisen, haben die beiden Töchter schon früh nach Afrika und Amerika mitgenommen. Das Selbstverständnis für fremde Kulturen ist ihr in die Wiege gelegt worden. Kein Wunder, begeistert sie sich für Bollywood-Filme, jene sinnenfreudigen Spektakel, die nach Indien und dem gesamten arabischen Sprachraum nun auch den Westen erobern. An diesen opulenten, zuckersüssen filmischen Machwerken fasziniert sie das Wechselbad der Gefühle, das Spiel mit Zeit und Raum und die betörende formale Vielfalt: Liebesgeschichten, Gesang, Tanz, Musik samt Happy End. «Die Liedertexte kann man in Indien auswendig. Dieser ganz andere Zugang zu Gesang und Tanz ist mir fremd, hat mich jedoch völlig in Bann geschlagen.» Simone Raus Begeisterung ist so gross, dass sie sich entschlossen hat, die Lizenziatsarbeit nicht in ihrem Hauptfach Germanistik, sondern im Nebenfach Filmwissenschaften zu schreiben. Thema sind die Song- und Tanzsequenzen, die das energetische Zentrum eines jeden Bollywood-Films bilden.

Vernarrt in Bollywood-Filme: Simone Rau, Präsidentin der Filmstelle beider Hochschulen und Studentin an der Universität Zürich. (Bild David Werner)

Sie liebt den Film …

Seit zwei Jahren ist Simone Rau Präsidentin der Filmstelle VSETH/VSU, dem ältesten Filmclub der Schweiz: Letztes Jahr wurde sein achtzigster Geburtstag gefeiert. Das Ziel der Filmstelle, an der etwa zwanzig Mitarbeitende beschäftigt sind, ist es, jedes Semester einen Zyklus zu konzipieren, in dem ein bestimmtes Thema oder Motiv aufgegriffen wird oder einzelne Regisseure oder Schauspieler gewürdigt werden. Die ehrenamtliche Arbeit umfasst zudem die Organisation und Programmation des Open-Air-Kinos im Irchelpark. Das Freilichtkino findet heuer zum dritten Mal statt, die Schau samt Grilladen und Getränkebar macht langsam, aber sicher von sich reden. Filmfreaks können sich dieses Jahr am 24. und am 25. Juni «Ghost Dog – The Way of The Samurai» von Jim Jarmusch und «Memento» von Christopher Nolan vor idyllischer Kulisse am Wasser zu Gemüte führen. Bis jetzt zählte man etwa zweihundertfünfzig Besucher pro Abend, diesmal hofft Simone Rau auf mehr. Einen Vorverkauf gibt es nicht, man kommt – falls Zeit und Lust – spontan ab sieben Uhr, Platz ist zur Genüge vorhanden.

Man stellt es sich vor: Simone Rau auf einem Stein am See im Irchelpark, auf der Leinwand massakriert Forest Whitaker einen nach dem anderen, und Guy Pearce erleidet Sisyphus-Qualen im Höllenlabyrinth der Erinnerung. Simone Rau lehnt sich zurück, die Sonne geht unter, die letzten Strahlen kitzeln ihre Nase. Woran sie wohl denken mag, die junge sportliche Frau mit dem Kurzhaarschnitt? An die letzte Tennisstunde oder an den Ballettunterricht? An die nächste Reise in einem alten VW-Bus? An den Abschluss, das Ende des Studiums und den Einstieg ins Berufsleben? Ob sie sich für eine Tätigkeit im Umfeld Film oder doch eher für den Journalismus entscheiden wird?

… und schwärmt fürs Theater

Aber da gibt es ja noch ihre Begeisterung fürs Theater: Es war vor zwei Jahren, als Simone Rau erstmals Theaterluft schnupperte; damals wirkte sie als Regieassistentin bei Stephan Teuwissen in einer Produktion der Theaterwerkstatt VONALLTAGBISZÜRICH im Jugendkulturhaus Dynamo. Diesen April wiederum übernahm sie die Dramaturgie bei einer Inszenierung von «Billie der Bub». Das Stück handelt von den Schwierigkeiten rund ums Erwachsenwerden, durchgespielt am Beispiel des Revolverhelden Billy The Kid. Simone Raus Wohnpartnerin Mélanie Huber führte Regie, die Aufführungen fanden auf der «Bühne S» beim Bahnhof Stadelhofen statt. «Vom ersten Buchstaben bis zur letzten Probe genoss ich es, dabei zu sein», schwärmt Simone Rau. Seitdem würde sie eine Theaterhospitanz reizen.

Simone Rau schreibt aber auch «fürs Leben gern» – zur Zeit vor allem Filmkritiken und Porträts. Seit zwei Jahren arbeitet sie als freie Mitarbeiterin für den «Zürcher Unterländer». Ein Volontariat bei einer Regionalzeitung wäre für sie eine Option, um sich im Journalismus weiterzuentwickeln.

Neben dem Schreiben verdient sie zurzeit ihre Brötchen mit Deutschunterricht. Bei «Job Plus» unterrichtet sie junge Menschen, die nach Schulabschluss keine Lehrstelle finden konnten. Vier Tage pro Woche arbeiten sie an einem Projekt, einen Tag besuchen sie die Schule – mit dem Ziel, daraufhin bessere Aussichten auf dem Lehrstellenmarkt zu erhalten. Auch diese Unterrichtstätigkeit gefällt Simone Rau; sie arbeitet gerne mit Menschen zusammen. «Wohin es mich verschlägt, das kann ich noch nicht sagen. Ich werde Volontariate, Praktika machen, beim Theater und bei den Medien. Irgendwann werde ich ja wohl herausfinden, was mir am meisten liegt.»

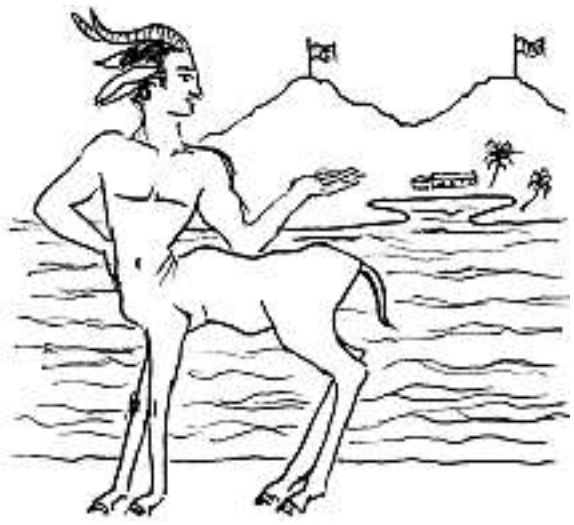
Sagt's, nimmt einen Schluck Eiskaffee und verabschiedet sich – höflich, zuversichtlich, locker und unaufgeregt. Kein Zweifel, Simone Rau wird ihren Weg gehen.

Claudia Porchet, Journalistin

Informationen zum Open-Air-Kino im Irchel-Park: www.filmstelle.ch

«Die Gelehrtenrepublik», Zukunftsroman von Arno Schmidt

Galoppierende Mutanten und eine schwimmende Forscher-Insel



Nach mehreren mit Atomwaffen geführten Auseinandersetzungen besteht der Ost-West-Konflikt im Jahr 2008 noch immer fort. Zwischen der Sowjetunion, den Vereinigten Staaten von Amerika sowie den übrigen verbliebenen Ländern herrscht ständige Kriegsgefahr. Um unwiederbringliche Verluste zu vermeiden, richteten alle Staaten gemeinsam eine neutrale Zone ein. Eine künstliche, maschinengetriebene Insel kreuzt in den ruhigen Gewässern der Rossbreiten, an Bord befinden sich umfassende Bibliotheken und Kunstsammlungen, aber auch die wichtigsten Künstler und Wissenschaftler der betreffenden Länder gehen dort ihrer Tätigkeit nach.

Arno Schmidts 1957 veröffentlichter Kurzroman Die Gelehrtenrepublik schildert einen Besuch auf dieser Insel aus der Perspektive des amerikanischen Jounalisten Charles Henry Winer, der das seltene Privileg erhält, die vom Rest der Welt abgeschirmte und daher sagenumwobene IRAS (International Republic for Artists and Scientists) für fünfzig Stunden zu besuchen. Für die Reise von der Ost- zur Westküste Nordamerikas erhält er zudem die Erlaubnis, den so genannten Hominidenstreifen zu Fuss zu durchqueren. Dieses schwer bewachte, von einem Wall begrenzte Sperrgebiet läuft in nord-südlicher Richtung quer durch den Kontinent und beherbergt zu Winers Überraschung durch radioaktive Stahlung entstandene Lebewesen – vielfältige Kombinationen von Menschenformen einerseits, Insekten und Huftieren andererseits.

Mit einem Versorgungsschiff erreicht Winer schliesslich die vor der Westküste schwimmende IRAS, die in Form und Abmessungen an Jules Vernes L'île à hélice erinnert. Das Bild einer idealen Gesellschaft aus Künstlern und Wissenschaftlern erhält schnell Risse, als Winer realisiert, dass die Feindseligkeiten zwischen den Grossmächten auf der Insel fortbestehen. Getrennt von einem neutralen Streifen gehört die Steuerbordseite zum Einflussbereich der Amerikaner, die Backbordseite zu demjenigen der Sowjets. Während russische Wissenschaftler die Gehirne amerikanischer Künstler Pferden implantieren, versetzen deren amerikanische Kollegen entführte sowjetische Schachmeister in einen künstlichen Tiefschlaf. Als der Konflikt eskaliert – die Amerikaner lassen die Schiffsschrauben ihrer Inselhälfte mit voller Kraft rückwärts laufen, die Sowjets ihre Maschinen hingegen mit voller Kraft vorwärts, sodass die Insel zu rotieren beginnt –, geht Winers beschränkter Aufenthalt zuende, und er verlässt die IRAS in einem Düsenflugzeug.

In Schmidts Roman erscheinen die Wissenschaften meistens in einem wenig schmeichelhaften Licht. Nachdem ihn Zenties genannte Mischwesen, die mit gazellenähnlichem Leib und menschlichem Oberkörper an Zentauren erinnern, sicher durch den Hominidenstreifen geleitet haben, erfährt Winer von den massiven Eingriffen in die genetische Entwicklung dieser Lebewesen. Unerwünschte Formen werden kurzerhand eliminiert. Auf der schwimmenden Insel erweisen sich die Wissenschaftler zudem als Komplizen einer menschenverachtenden Politik, die in der Auseinandersetzung mit dem ideologischen Gegner keinerlei Skupel kennt.

Arno Schmidt übt in seinem Zukunftsroman auf höchst vergnügliche Art ätzende Zeitkritik, und falls man der Gelehrtenrepublik überhaupt ihre Jahre anmerkt, dann am ehesten daran, dass heutzutage weniger die Supermachtspolitik als vielmehr die Dominanz der Wirtschaft als grösste Bedrohung angesehen wird.

Roman Benz

Arno Schmidt. Die Gelehrtenrepublik – Kurzroman aus den Rossbreiten. 14. Auflage. Frankfurt 2002.

Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, Erzählungen und unterhaltende Sachbücher, die sich in irgendeiner Weise auf Wissenschaft oder Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein solches Buch gestossen sind und eine Besprechung schreiben möchten, wenden Sie sich an: unijournal@unicom.unizh.ch

Simon Hug

Ordentlicher Professor für Methoden der Politikwissenschaft
Amtsantritt: 1. März 2005

Simon Hug, geboren 1964, studierte von 1984 bis 1987 Politikwissenschaft an der Universität Genf. Während der Zeit von 1986 bis 1987 war er auch Forschungsassistent am Institut universitaire des hautes études internationales. Im Sommer 1987 absolvierte er an der University of Michigan in Ann Arbor, USA, ein Summer training program in quantitative methods in social research. 1987 bis 1990 arbeitete Simon Hug als Assistent und setzte seine Studien fort, zunächst bis 1989 an der Universität Genf, wo er 1998 mit dem Diplôme d'études supérieurs en science politique abschloss, danach an der University of Michigan, wo er 1992 den Master's Degree in Political Science und 1994 den PhD erlangte. Seine wissenschaftliche Tätigkeit setzte er ab 1992 an der Universität Genf fort; bis 1996 als Lehrbeauftragter und anschliessend bis 2000 als Oberassistent. Von 2001 bis 2002 war er Assistenzprofessor an der University of Texas in Austin, USA. Zwischen 2002 und 2005 war Simon Hug Professor an der Universität St. Gallen.

George Lake

Ordentlicher Professor für Computational Science
Amtsantritt: 1. Juni 2005

George Lake, geboren1953, studierte nach dem Erwerb des B.A. in Physics and Astronomy am Haverford College, Haverford, USA, an der Princeton University, wo er 1980 den PhD in Physics erlangte. In der Zeit von 1979 bis 1981 war er als Research Astronomer an der University of California in Berkeley sowie als NATO Postdoctoral Fellow am Institute of Astronomy in Cambridge tätig. Anschliessend arbeitete George Lake bis 1987 in den AT&T Bell Laboratories. 1985 erlangte er eine Professur für Astronomy & Physics an der University of Washington, Seattle, die er bis 2004 innehatte. Von 1991 bis 1993 war er zudem Staff Associate an den Observatories of the Carnegie Institution of Washington. Von 2000 bis 2003 war er Professor und CIO am Institute for Systems Biology in Seattle. Im selben Jahr war er President's Professor an der University Alaska Fairbanks und Interim Chief Scientist am Arctic Region Supercomputer Center. Seit 2003 ist er William Band Professor of Theoretical Physics der Washington State University.

Sabine Schneider

Ausserordentliche Professorin für Neuere deutsche Literatur
Amtsantritt: 1. September 2005

Sabine Schneider, geboren 1966, studierte von 1985 bis 1991 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg Germanistik, Geschichte und Lateinische Philologie. 1991 legte sie das erste Staatsexamen ab. Ab 1992 absolvierte sie ein Promotionsstudium an der Universität Würzburg; 1997 erfolgte die Promotion. Ihre Dissertation wurde 1998 unter dem Titel «Die schwierige Sprache des Schönen. Moritz' und Schillers Semiotik der Sinnlichkeit» veröffentlicht. Anschliessend war Sabine Schneider am Institut für Deutsche Philologie der Universität Würzburg bis 2003 als wissenschaftliche Assistentin tätig. Im gleichen Jahr reichte sie die Habilitationsschrift mit dem Titel «Verheissung der Bilder. Das andere Medium in der Literatur um 1900» ein. Anfang 2004 habilitierte sie sich und erlangte die Lehrbefähigung für das Fach Neuere deutsche Literaturgeschichte. Zurzeit ist Sabine Schneider als Oberassistentin an der Universität Würzburg tätig.

Paolo Vanini

Assistenzprofessor für Finance
Amtsantritt: 1. März 2005

Paolo Vanini, geboren 1963, studierte von 1983 bis 1988 an der Universität Zürich Physik und schloss das Studium mit dem Diplom in Theoretischer Physik ab. Von 1991 bis 1994 studierte er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, wo er in Mathematik promoviert wurde. In der Zeit von 1986 bis 1988 war Paolo Vanini zudem Assistent im Fach Physik an der Universität Zürich und von 1990 bis 1995 Assistent im Fach Mathematik an der ETHZ. 1995 wechselte er wieder an die Universität Zürich, wo er in den Jahren von 1995 bis 1998 Research Associate am Institut für Empirische Wirtschaftsforschung war. Seit 2001 ist er Assistenzprofessor für Finance an der Universität der italienischen Schweiz, Fakultät Lugano. Paolo Vanini forscht im Gebiet der Quantiative Finance und beschäftigt sich vor allem mit Fragen der intertemporalen Portfolio-Optimierung sowie deren Konsequenzen für das Asset Pricing und Risiko-Management.

Publikationen

Conradin A. Burga, Titularprofessor für Physische Geographie, F. Klötzli und G. Grabherr (Hrsg.): Gebirge der Erde – Landschaft, Klima, Pfanzenwelt. Ulmer, Stuttgart 2004

Christa Dürscheid, Ordentliche Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft: Syntax. Grundlagen und Theorien. Studienbücher zur Linguistik, Band 3. 3., unveränderte Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005

Johannes Eckert, Emeritierter Professor für Parasitologie, und **Peter Deplazes,** Professor für Parasitologie: Lehrbuch der Parasitologie für die Tiermedizin. Enke, Stuttgart 2004

Sara Heer und **Wilfried Schley,** Ordentlicher Professor für Sonderpädagogik (Hrsg.): «Wie geht es dir?» – «Ich auch». Menschen mit schweren kognitiven Entwicklungsbeeinträchtigungen und psychischen Störungen. Vorkommen – Ursachen – Handlungsmodelle – Prävention. ISP-Universität Zürich, Band 10. Edition SZH/CSPS, Luzern 2005

Barbara Hellriegel, Privatdozentin für Zoologie, insbesondere Mathematische Biologie, J. Joshi, P. Lindemann-Matthies und I. Seidl (Hrsg.): Gemeinsam statt einsam. Peer-mentoring als Nachwuchsförderung in eigener Regie. Universelle 7 – Beiträge zur Gleichstellung, UniFrauenstelle, Zürich 2005

Ulrich Klöti, Ordentlicher Professor für Politikwissenschaft, bes. Vergleichende Politik/Innenpolitik, **Christian Hirschi,** Projektmitarbeiter im Forschungsbereich Policy-Analyse und Evaluation am Institut für Politikwissenschaft, **Uwe Serdült,** Oberassistent am Institut für Politikwissenschaft, und **Thomas Widmer,** Leiter der Forschungsbereichs Policy Analyse und Evaluation am Institut für Politikwissenschaft: Verkannte Aussenpolitik. Entscheidungsprozesse in der Schweiz. Politikanalyse, Band 4. Verlag Rügger, Zürich/Chur 2005

Mike Martin, Ordentlicher Professor für Gerontopsychologie, und **Matthias Kliegel,** Oberassistent am Institut für Psychologie: Psychologische Grundlagen der Gerontologie. Kohlhammer, Stuttgart 2005

Wolfgang Marx, Ordentlicher Professor für Allgemeine Psychologie: Theorie der Wirklichkeit. 2. verbesserte und erweiterte Auflage, Edition sturzflüge/Studienverlag, Bozen/Innsbruck/Wien, München 2005

Hans-Peter Naumann, Ordentlicher Professor für Nordische Philologie, et al.: An International Handbook of the History of the North Germanic Languages. Volume 2. Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York 2005

Ders.: Njals saga. Die Saga von Njal und dem Mordbrand. Herausgeg. und aus dem Altisländischen übersetzt. LIT-Verlag, Münster 2005

Wulf Rössler, Ordentlicher Professor für Klinische Psychiatrie, besonders Sozialpsychiatrie, und R. Stohler (Hrsg): Dual Diagnosis. The Evolving Conceptual Framework. Karger AG, Basel 2005

Marcel Senn, Ordentlicher Professor für Rechtsgeschichte, Juristische Zeitgeschichte und Rechtsphilosophie, und **Andreas Thier,** Ordentlicher Professor für Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Rechtstheorie in Verbindung mit Privatrecht: Rechtsgeschichte III – Textinterpretationen. Schulthess Verlag, Zürich, Basel, Genf 2005

Martin Sieber, Titularprofessor für Psychologie: Riskanter Alkoholkonsum – Früherkennung, Kurzintervention und Behandlung. Ein Manual für Hausärzte. Verlag Hans Huber, Bern 2005

Walter Siegenthaler, Emeritierter Professor für Innere Medizin (Hrsg.): Siegenthalers Differenzialdiagnose innerer Krankheiten. 19. Auflage, Georg Thieme Verlag, Stuttgart 2005

Stephan Skaanes, Doktorand am Institut für schweizerisches Bankwesen: Einflussfaktoren auf die strategische Asset Allocation Schweizer Pensionskassen. In: Bank- und finanzwirtschaftliche Forschungen, H. Geiger, Ch. Hirszowicz, E. Kilgus, R. Volkart, B. Bernet, A. Grünbichler, K. Spremann (Hrsg.), Haupt, Bern 2005

Jakob Tanner, Ordentlicher Professor für das Gebiet Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neueren und Neuesten Zeit an der Forschungsstelle für Schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: Historische Anthropologie zur Einführung. Junius-Verlag, Hamburg 2005

Stanislaus von Moos, Ordentlicher Professor für moderne und zeitgenössische Kunst: Nicht Disneyland. Verlag Scheidegger und Spiess, Zürich 2005

Jan Weisser, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sonderpädagogik, **Cornelia Renggli,** Assistentin am Ethnologischen Seminar, und **Wilfried Schley,** Ordentlicher Professor für Sonderpädagogik (Hrsg.): Disability Studies. Ein Lesebuch. ISP-Universität Zürich, Band 11. Edition SZH/CSPS, Luzern 2005

Jan Weisser, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sonderpädagogik: Behinderung, Ungleichheit und Bildung. Eine Theorie der Behinderung. transcript Verlag, Bielefeld 2005

Ders. und **Otto Graf,** wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sonderpädagogik: Der Gebrauch sonderpädagogischen Wissens. Ein Forschungsbericht. Edition Soziothek, Bern 2005

Vergabungen ZUNIV

Der Vorstand des Zürcher Universitätsvereins (ZUNIV) hat an seinen Sitzungen vom 22. März und 20. Mai 2005 folgende Beiträge bewilligt:

Kunsthistorisches Institut: 2000 Franken an Festschrift.
Romanisches Seminar: 2000 Franken an Festschrift.
Forum Ostmittel- und Südostauropa (FOSE): 2000 Franken an Tagung «Sport zwischen Ost und West».
Romanisches Seminar: 2000 Franken an Tagungsakten «La circulation des nouvelles».
Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung: 2000 Franken an Sammelband «Das schweizerische Mediensystem im Wandel».
Seminar für Filmwissenschaft: 2000 Franken an Festschrift.
Fachverein Geschichte: 1500 Franken an Publikationskosten Seminar «Europäische Integration und nationale Identität».
Verband der Schweizer Studierendenschaften: 2500 Franken Defizitgarantie an Delegiertenversammlung in Zürich.
Philosophisches Seminar: 2000 Franken an Publikation «Legitimationsgrundlagen der Europäischen Union».
Ethik-Zentrum: 2000 Franken an Buchprojekt «Pazifismus – Ideengeschichte, Theorie und Praxis».
Swiss Centre for Studies on the Global Information Society: 2000 Franken an Veröffentlichung der Tagungsunterlagen.
Deutsches Seminar: 1600 Franken an Publikation «Kommunikation im Spätmittelalter».
Deutsches Seminar: 1500 Franken an Tagung «Realitätseffekte. Ästhetische Repräsentation des Alltäglichen im 20. Jahrhundert».
Physikalische Gesellschaft Zürich: 1500 Franken an Wiederaufführung eines Vortrags von Albert Einstein.
Stiftung kihz: 2040 Fr. an Rämichindsgi.
Akademisches Kammerorchester Zürich: 4000 Franken an Herbstkonzert 2005.
Seniorenuniversität: 2000 Franken an Festschrift zum 20-jährigen Jubiläum der Senioren-Universität.

Bis Ende Mai 2005 wurden total 58'690 Franken bewilligt.

Zürcher Universitätsverein (ZUNIV)
Silvia Nett, Sekretariat,
nett@zuv.unizh.ch, www.zuniv.unizh.ch

ZUNIV-Kolumne

Rankings

Kaum eine Woche vergeht, ohne dass irgendwo ein Vergleich von Universitäten publiziert und lauthals interpretiert wird. Besonders irritiert mich jeweils die Benotung der Universität Zürich. Diese ist einmal ganz an der Spitze der Liste, ein anderes Mal in der Mitte, zuweilen auch am Schwanz anzutreffen. Das dürfte damit zusammenhängen, dass jedes Mal etwas anderes verglichen wird. Es ist nicht das Gleiche, ob der Mitteleinsatz pro Studienplatz beziehungsweise die Betreuungsverhältnisse angeschaut werden, oder die wissenschaftliche Leistung, gemessen an Publikationen und Ehrungen, oder die Benotung durch Ehemalige, welche ihren beruflichen Erfolg beziehungsweise Misserfolg auf die früher einmal besuchte Bildungsinstitution zurückführen.

Manche Vergleiche mögen sinnvoll sein und Hinweise auf Verbesserungsmöglichkeiten geben, falls sie methodisch sauber durchgeführt wurden. Wenn es jedoch darum geht, Universitäten nach ihrem wichtigsten Kriterium, das heisst nach dem «Kerngeschäft» zu benoten, dann kann dieses nur die wissenschaftliche Qualität von Lehre und Forschung sein. In solchen Rankings schneidet die Uni Zürich regelmässig gut oder sehr gut ab.

Georg Kramer,
Präsident ZUNIV

Ehemaligen-Dachorganisation

Alumni-Idee stärken

Alumni-Organisationen haben den Zweck, die Bindung zwischen ehemaligen Studierenden und ihrer Universität aufrechtzuerhalten. Es gibt heute etwa fünfzehn verschiedene Alumni-Organisationen mit insgesamt rund 6000 Mitgliedern an der Universität Zürich (UZH), der Zürcher Universitätsverein (ZUNIV) inbegriffen. Die Universitätsleitung möchte zukünftig die Alumni-Idee stärken. Zu diesem Zweck soll eine Alumni-Dachorganisation ins Leben gerufen werden. Sie soll die bestehenden Alumni-Vereine nicht etwa ersetzen, sondern zu deren Vernetzung beitragen und ihnen eine gemeinsame Plattform zur Information und Mitgliederwerbung bereitstellen. Ausserdem soll sie die Bestrebungen zur Gründung weiterer Alumni-Organisationen unterstützen – schliesslich gibt es noch zahlreiche Fächer ohne Ehemaligenvereine.

Markus Schaad, stellvertretender Leiter der Rektoratsdienste, ist mit der Projektleitung betraut. Er ist überzeugt, dass Alumni-Organisationen für Universitäten generell immer wichtiger werden. «In einer Zeit, in der sich die Universitäten vermehrt gezwungen sehen, in Politik und Öffentlichkeit für ihre Sache einzustehen, ist es von unschätzbarem Wert, wenn das Interesse von Ehemaligen an ihrer Universität aufrechterhalten werden kann», sagt er. «Ehemalige können als Lobbyisten und als Türöffner zu Wirtschaft und Verwaltung fungieren, sie können Aufgaben als Mentoren für nachfolgende Studierende übernehmen, sie sind potenzielle Sponsoren und kommen als Kunden für Fort- und Weiterbildung in Frage.» Um dieses grosse Potenzial auszuschöpfen, brauche es jedoch einen Bewusstseinswandel auf allen Ebenen der Universität, auch bei den Dozierenden. Es gelte, bereits Studienanfänger für die Alumni-Idee zu begeistern.

Wenn alles nach Plan läuft, dann wird die Alumni-Dachorganisation, die den Arbeitstitel «Alumni UZH» trägt, noch vor Jahresende gegründet werden. Die Organisation soll bis in drei Jahren etwa 12'000 Mitglieder zählen. *wev*

Applaus

Susanna Bliggenstorfer, PD für Romanische Philologie, wurde vom Stiftungsrat der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern zur neuen Direktorin gewählt.

Bruno S. Frey, Ordinarius für Wirtschaftswissenschaft, wurde von der Royal Society of Edinburgh, gegr. 1783, zum Corresponding Fellow (FRSE) gewählt.

Peter Hamm, Ausserordentlicher Professor für Physikalische Chemie, hat den Wissenschaftspreis «Pnevmatikos Award in Nonlinear Science» gewonnen.

Barbara Hellriegel, Privatdozentin für Zoologie, insbesondere Mathematische Biologie, ist als Fellow an das Wissenschaftskolleg zu Berlin gewählt worden.

Otfried Jarren, Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft, wurde für vier Jahre in das Scientific Advisory Board der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Wien berufen.

Hans Osterwalder, Titularprofessor für Englische Literatur, ist zum Corresponding Fellow of The English Association ernannt worden.

Allen Reddick, Professor für Englische Literatur, wurden für das nächste Jahr (2006) zwei Fellowships verliehen.

Walter Siegenthaler, Emeritierter Professor für Innere Medizin, wurde von der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie zum Ehrenmitglied ernannt.

Rüdiger Wehner, Ordentlicher Professor für Zoologie, wurde zum Mitglied der American Academy of Arts and Sciences gewählt; die Humboldt-Universität zu Berlin verlieh ihm die Ehrendoktorwürde.

Halluzinierende Zellen

Professor Ernst Hafen, Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Zürich und designierter Präsident der ETH Zürich, erhielt in Hamburg den Ernst-Jung-Preis für Medizin.

Grosse Erfolge bei der Forschung an Modellorganismen: Ernst Hafen. (Bild zVg)

Von David Werner

Herr Hafen, Sie erhalten den Ernst-Jung-Preis aufgrund Ihrer Verdienste für die Humanmedizin, Sie sind aber Zoologe. Wo liegt die medizinische Relevanz Ihrer Forschung?

Das grundlegende biologische Problem, dem wir auf die Spur zu kommen versuchen, lautet: Wie sprechen Zellen miteinander? Die Kommunikationsmechanismen zwischen den Zellen sind bei allen Organismen sehr ähnlich, ob das nun Insektenzellen oder menschliche Zellen sind. Wir haben deshalb versucht, anhand des einfachen Modellorganismus Drosophila der Ursache bestimmter menschlicher Krankheiten auf den Grund zu kommen. Das war Anfang der Neunzigerjahre noch sehr neu und revolutionär.

Ziemlich revolutionär wirkt auch Ihre Erkenntnis, dass Krebs und Diabetes, zwei auf den ersten Blick so verschiedene Krankheiten, eng miteinander verwandt sind.

Diese Verwandtschaft wird immer offenkundiger. Bei beiden Krankheiten geht es um genetische Fehler bei der Regulation des Energiestoffwechsels. Es sind die gleichen Signalprozesse, die jeweils eine Rolle spielen. Beim Typ 1 Diabetes produziert der Organismus kein Insulin mehr, man muss es dann spritzen. Beim viel häufigeren Typ 2 Diabetes, den man früher Altersdiabetes nannte, wird Insulin zwar produziert, aber die Zellen können es nicht mehr erkennen. Beim Krebs ist das genaue Gegenteil der Fall: Die Zellen nehmen Insulin wahr, ohne dass welches da ist, sie halluzinieren gewissermassen. Die Zellen erhalten also laufend Wachstumssignale und fangen entsprechend zu wuchern an. Wir konnten zeigen, dass diese Mechanismen der Energiestoffwechselregulation bei Fliege und Menschen genau gleich sind. Unsere Forschung hat deshalb eine gewisse medizinische Relevanz. Ich möchte aber betonen, dass sich das alles ganz im Rahmen der Grundlagenforschung bewegt.

Ausserhalb der Universität arbeiten Sie jedoch daran, Ihre Grundlagenforschung auch anwendbar zu machen – im Rahmen der von Ihnen mitbegründeten Biotech-Firma «The Genetics Company».

Die Spin-off-Firma heisst so, weil wir an der Fliege die wichtigen genetischen Elemente identifizieren, die an Krankheitsprozessen beteiligt sind. Wir haben dreissig Mitarbeitende – die meisten davon sind Akademiker. Standort ist das Biotech-Zentrum in Schlieren. Der bisher grösste Erfolg ist, dass es die Firma nach sieben Jahren überhaupt noch gibt. Es ist ungeheuer schwierig, eine Firma wie die unsere über längere Zeit hinweg zu finanzieren. Für die Entwicklung eines Medikaments braucht man mindestens zehn Jahre – Kapital kann man aber in der Regel nur für fünf Jahre auftreiben. Für die restlichen fünf Jahre entsteht bei vielen Spin-off-Firmen ein Loch. Wir haben im Februar unsere dritte Finanzierungsrunde mit 25 Millionen Franken geschafft, es hat aber sehr viel Mühe gekostet.

Werden Sie sich vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen auch als ETH-Präsident für den Technologietransfer einsetzen?

Das werde ich. Es sehr wichtig, als Forscher möglichst unabhängig die Entwicklung eines Produkts vorantreiben zu können. Wer sein Projekt gänzlich über Risikokapital finanzieren muss, kann keine langfristige Entwicklung garantieren. Wir müssen deshalb innerhalb der Hochschulen überlegen, wie man die Finanzierungsmöglichkeiten von Spin-off-Firmen über die Förderagentur für Innovationen (KTI) oder die verschiedenen Fonds noch verbessern kann.

War Ihre Erfahrung als Co-Unternehmer mit verantwortlich dafür, dass Sie Lust bekommen haben, Präsident der ETH zu werden?

Nein, ich habe bei «The Genetics Company» nur in sehr geringem Masse eigentliche Management-Aufgaben übernommen. Ausschlaggebend für meinen Entscheid, das Amt des ETH-Präsidenten anzunehmen, waren die Erfahrungen, die ich in verschiedenen Gremien der Universität Zürich gesammelt habe.

Wie haben Ihre Mitarbeiter auf die Nachricht reagiert, dass Sie ETH-Präsident werden?

Sie waren zunächst überrascht, haben aber dann die Nachricht sehr gut aufgenommen. Die Kollegen am Institut und an der Fakultät haben unglaublich sympathisch und bewegend reagiert: Auf der einen Seite tut ihnen der Verlust leid, auf der anderen Seite sehen sie natürlich auch die Vorteile, die es der Universität bringen kann, wenn ich jetzt Präsident der ETH werde. Die Gruppe meiner Doktorierenden werde ich an die ETH mitnehmen, ich werde allerdings keine neuen Doktorierenden mehr einstellen.

Allzu grosse Kapazitäten, um weiterhin Forschung zu betreiben, werden Sie als ETH-Präsident wohl nicht mehr haben …

Die Frage hat mich im Vorfeld meiner Wahl sehr beschäftigt. Ich habe mich bei einigen Leuten informiert, die in ähnlichen Situationen sind, so zum Beispiel beim Präsident der Rockefeller University. Er hat mir versichert, dass man in so einem Amt nicht auf Forschung verzichten müsse; er leitet seine Forschungsgruppe noch immer – sie ist einfach etwas kleiner als zuvor. Diesen Weg werde auch ich gehen. Ich denke, die Tuchfühlung mit dem Forschungsgeschehen und der Kontakt zur Basis, zu den Studierenden und Doktorierenden, ist sehr wichtig. Ausserdem finde ich meine Forschung natürlich immer noch sehr spannend.

Werden Sie als ETH-Präsident die Kooperation zwischen ETH und Universität stärken?

Das ist eines meiner Ziele. Ich werde damit aber nur einer Tendenz folgen, die seit einigen Jahren ohnehin besteht, denken Sie nur an die Gründung von Life Science Zurich mit all den PhD-Programmen und Kompetenzzentren: Da lebt die Zusammenarbeit von der Basis her, und das kann man noch verstärken. Es ist wichtig, dass Studierende und Forschende vom Gesamtangebot von ETH und Universität profitieren können.

Zum Schluss noch eine Frage zum Ernst-Jung-Preis: Wissen Sie schon, was Sie mit der Preissumme von 125'000 Euro anfangen werden?

Als Erstes werde ich eine Party für meine Mitarbeitenden finanzieren, denn sie haben ja ganz wesentlich zum Erfolg beigetragen. Ansonsten soll das Geld für neue Forschungsprojekte eingesetzt werden.

Der Ernst-Jung-Preis zeichnet medizinische Forschung in Bereichen aus, in denen sich Durchbrüche und Resultate im Feld der Theorie und der Experimente in klinisch wirksame Möglichkeiten der Therapie umsetzen lassen. Ernst Hafen hat den Preis zusammen mit Ulrich Hartl, Direktor am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried, erhalten.

Das ungekürzte Interview lesen Sie auf: www.unipublic.unizh.ch

David Werner ist Redaktor des unijournals.

Geistes- und Sozialwissenschaften

Entwicklung sozio-moralischer Sensibilität in Kindheit und Jugend: Einfluss von Kultur und historischer Zeit
20. Juni, PD Dr. Monika Keller (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin), Schönberggasse 11, F-2, 16.00 Uhr

Die Effektivität von Brainstorminggruppen: Es ist noch schlimmer als wir dachten
21. Juni, Prof. Dr. Wolfgang Stroebe (Universität Utrecht), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-104, 17.15 Uhr

Deutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts – Herausforderungen und Chancen
21. Juni, Dr. Michael Meister (Mitglied des Deutschen Bundestages, stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU Bundestagsfraktion), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 18.15 Uhr

Nerval sentimental et naïf: l'idylle, l'élégie et la satire dans Sylvie
22. Juni, Prof. Dr. Jean-Nicolas Illouz (Université de Paris VIII), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, H-321, 18.15 Uhr

Intertextualität versus Biographismus? 7 Thesen zum Leben des Autors aus der Perspektive der Klassischen Philosophie
22. Juni, Dr. Wolfgang Kofler (Universität Innsbruck), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, E-21, 18.15 Uhr

Devotion to Jesus and/as Second Temple Monotheistic Piety
24. Juni, Prof. Dr. Larry Hurtado (Edinburgh), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, Raum 200, 14.15 Uhr

Open-Air-Kino: Ghost Dog – The Way of The Samurai
24. Juni, USA 1999, Regie: Jim Jarmusch, Irchel-Park, Winterthurerstrasse 190, 21.45 Uhr

Open-Air-Kino: Memento
25. Juni, USA 2000, Regie: Christopher Nolan, Irchel-Park, Winterthurerstrasse 190, 21.45 Uhr

The Birth of the Lemma. Recovering the Restrictive Reinterpretation of the Covenant Code's Manumission Law by the Holiness Code (Lev. 25:44-46), in Light of Textual Criticism, Wiederaufnahme, and Qumran Exegetical Technique
27. Juni, Prof. Dr. Bernard M. Levinson (Minneapolis), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-109, 10.15 Uhr

Gottesdienste im johanneischen Kreis. Die Gestalt des johanneischen Gottesdienstes innerhalb der Gemeindeverfasstheit und die theologische Auffassung des Gottesdienstes in den johanneischen Gemeinden
28. Juni, Prof. Dr. Jürgen Becker (Universität Kiel), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-221, 10.15 Uhr

Konflikte vor und nach der EU-Erweiterung
28. Juni, Prof. Gerald Schneider (Universität Konstanz), Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-150, 18.00 Uhr

Sprache und Alter – Wie verändert sich das Sprechen, wenn wir älter werden?
29. Juni, Prof. Dr. Reinhard Fiehler (Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, und Universität Bielefeld), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-121, 17.15 Uhr

«Heldentaten im Lied wahrhaftig und schön zu besingen»: Prosa und Vers in der lateinischen Literatur des 9. Jahrhunderts
30. Juni, PD Dr. Peter Orth (Universität Erlangen-Nürnberg/ Monumenta Germaniae Historica, München), Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-156, 18.15 Uhr

Global Responsibility
30. Juni, Prof. Jan Narveson (University of Waterloo), Ethik-Zentrum der Universität Zürich, Zollikerstrasse 117, Raum E-14, 18.15 Uhr

Zukunftsperspektiven der Ethik
1. Juli, mehrere Referierende, Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-152, 9.30–17.30 Uhr

Paläontologie aus der Froschperspektive – Ein Präparator erinnert sich
13. Juli, Heinz Lanz, Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, E-72, 19.15 Uhr

II. International Conference on Prospective Memory
25. bis 27. Juli, mehrere Referierende, Kongresshaus Zürich, 8.30 Uhr

Neuroscience Symposium with His Holiness, The Dalai Lama, at the University of Zurich
3. August, mehrere Referierende, Uni Zürich Irchel, Winterthurerstrasse 190, 10.00–12.00 Uhr

Medizin- und Naturwissenschaften

Wirtschaftschemie: Erfolgsbasis für Karrieren in der Chemie, Pharma- und Biotechnologieindustrie
22. Juni, Prof. Dr. Jens Leker (Westfälische Wilhelms-Universität, Münster), Winterthurerstrasse 190, K-01, 13.00 Uhr

Sonnenbräune: Ein Schönheitsideal im Wandel
23. Juni, Michael Geiges, Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-172, 12.30 Uhr

Metaphern und Mikroben: Zur Kulturgeschichte der Bakteriologie, 1870–1933
23. Juni, mehrere Referierende, Rämistrasse 36, Bibliothek, 13.00–18.00 Uhr

Für eine Geschichte der Patienten. Der Zürcher Vogt Isaac Keller (1616–1687) zwischen Geisteskrankheit und Gotteslästerung
23. Juni, Prof. Dr. phil. Francisca Loetz, Rämistrasse 69, 1-106, 18.15 Uhr

Chemical Ecology Everywhere: From Bacteria to Plants
27. Juni, mehrere Referierende, Institut für Pflanzenbiologie, Zollikerstrasse 107, grosser Hörsaal, 14.00 Uhr

Fly-throughs durch den menschlichen Körper – Zur Geschichte der virtuellen Endoskopie
28. Juni, Prof. David Gugerli (ETH Technikgeschichte) im Gespräch mit Prof. Borut Marincek (UniversitätsSpital Zürich, Diagnostische Radiologie), Moderation: Dr. Barbara Orland, Zentrum Geschichte des Wissens, ETHZ, Bibliothek der Professur für Philosophie und Wissenschaftsforschung, Rämistrasse 36, 18.30 Uhr

Meine Zeit als Regierungsrat und Kontakte mit der Medizinischen Fakultät
30. Juni, Alfred Gilgen, Uni Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F-172, 12.30 Uhr

17. Zürcher Kinder- und Jugendpsychiatrisches Symposium Jugenddelinquenz
23. und 24. September, Prof. Dr. Dr. Hans-Christoph Steinhausen (Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Zürich), Hörsaalgebäude, Häldeliweg 2, E-3, 9.00–17.00 Uhr

Totgeglaubte Krankheiten leben länger

SARS führte drastisch vor Augen, dass die Gefahr von Infektionskrankheiten nicht gebannt ist. (Bild zVg)

Die Infektionskrankheiten sind zurückgekehrt. Zwar schien mit der Markteinführung von Penicillin 1945 die Beherrschbarkeit aller pathogenen Mikroorganismen in Sicht. Und 1979, als die WHO den Sieg über die Pocken verkünden konnte, galten die grossen Seuchen endgültig als überwunden. Doch nur ein Jahr später kündete sich eine neue, tödliche Infektionskrankheit an – Aids. Seither, so scheint es, kehren ansteckende Krankheiten weltweit zurück.
Die Notwendigkeit, diese gegenwärtige Situation in ihrer Globalität umfassend und kritisch zu verstehen, ist offensichtlich. Doch dazu reicht es nicht, diese allein biochemisch und epidemiologisch zu analysieren. Denn Infektionskrankheiten folgen politischen und kulturellen Logiken, die man kennen muss, um ihre Geschichte, ihre Wirkungsweisen und die gesellschaftliche Reaktion auf sie zu verstehen. So wurde die Tuberkulose im 19. Jahrhundert idealisiert und galt im Bürgertum gar als «chic», während die Cholera als «asiatische» oder «orientalische» Krankheit gefürchtet wurde. Die Syphilis wiederum erschien als Zeichen der bedrohlichen Sexualität «der» Frau, und seit dem Ersten Weltkrieg wurde das Fleckfieber als «typische» Krankheit der osteuropäischen Juden bekämpft – bis zum Genozid an den «Bazillenträgern». In den letzten zwanzig Jahren entwickelte sich Aids von einer «Schwulenseuche» zur allenfalls bedauerlichen Drittweltkrankheit, und SARS könnte leicht zu einer «asiatischen Krankheit» werden.
Infektionskrankheiten bieten sich verführerisch schnell als Metaphern an, um gesellschaftliche Prozesse in einer Sprache der Seuche zu deuten. Heute, im Zeitalter weltweit zunehmender Vernetzungs- und Austauschprozesse, wird die Infektion überhaupt zur «Master Metaphor» der Globalisierung, vor deren Hintergrund neue Technologien des Überwachungsstaates, der Grenz- und Immigrationskontrolle entstehen. Ihre phantasmatische Zuspitzung erfährt diese globale Situation in der Angst vor Bioterror, das heisst in der Angst vor einem Angriff islamistischer Terrornetzwerke und «Schurkenstaaten» mit Anthrax, Pocken- oder Ebola-Viren.
Am internationalen Kongress «Invisible Enemies. The Cultural Meaning of Infection and the Politics of ‹Plague›» sollen diese kulturellen Muster der Wahrnehmung von Infektionskrankheiten und ihre metaphorischen Spin-offs in politischen Diskursen in Geschichte und Gegenwart diskutiert werden. Der Kongress verbindet Erkenntnisse der Epidemiologie mit kulturwissenschaftlichen Analysen. Er wird eine Reihe von Keynote-Referaten (Sander Gilman, Christoph Gradmann, Paul Weindling, Ilana Löwy, Nancy Tomes, Ruth Meyer/Brigitte Weingart, Wolfgang Preiser) mit interdisziplinären Workshops verbinden. Organisation: Philipp Sarasin, Professor für Neuere Allgemeine Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich, Silvia Berger, Marianne Hänseler und Myriam Spörri.

Philipp Sarasin

Kongress «Invisible Enemies. The Cultural Meaning of Infection and the Politics of ‹Plague›» an der Universität Zürich vom 21. bis 24. September. Info unter: www.fsw.unizh.ch/invisible_enemies

Öffentliche Podiumsdiskussion am 23. Sept. um 20 Uhr zum Thema «Infektionskrankheiten heute: Globale Verteidigung und Risikostrategien» mit Experten aus der Privatwirtschaft und dem Bundesamt für Gesundheit sowie weltweit tätigen Epidemiologen.

Pflanzen der Indianer

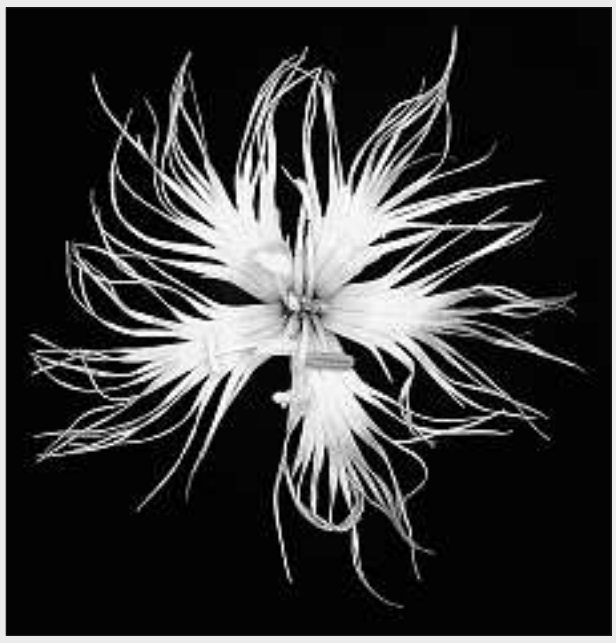
Indianische Natur und Kultur in drei Museen. (Bild zVg)

Drei Museen spannen zusammen: Unter dem Titel «Botanica Indiana – Indianische Pflanzenwelten» präsentieren der Botanische Garten der Universität Zürich, das Nordamerika Native Museum und die Sukkulenten-Sammlung die Pflanzenwelt der Indianer unter jeweils unterschiedlichen Gesichtspunkten. Welche Kräuter wachsen wo und gegen welche Krankheiten? Wann und wie werden Pflanzen bei Zeremonien eingesetzt? Woraus entstehen welche Farbtöne auf Kleidern? Welche Bedeutung haben Gesichtsbemalungen? Und von was ernährten sich die Ureinwohner in Nord- und Südamerika, wenn weder Fisch noch Fleisch zu haben waren? Das sind einige der Fragen, die in einer Vielzahl von Ausstellungen, Referaten und Führungen sowie an Themensonntagen beantwortet werden. Info: www.botanica-indiana.unizh.ch

Kultpflanzen – Themensonntag, 10. Juli, Vortrag von Christian Rätsch zur Räucherzeremonie, 11 und 14 Uhr. Führungen und Erklärungen zu verschiedenen Pflanzen im Garten, 10, 13 und 15 Uhr. Von 10 bis 16 Uhr Begegnung mit den Regenwaldindianern, Botanischer Garten der Universität Zürich, Zollikerstr. 107.

Nahrungspflanzen – Themensonntag, 7. August, Vortrag von Jürg Gertsch (ETH-Pharmazeut), 11 und 14 Uhr. Führungen und Erklärungen zu verschiedenen Pflanzen im Garten, 10, 13 und 15 Uhr. Von 10 bis 16 Uhr Begegnung mit den Regenwaldindianern, Botanischer Garten der Universität Zürich, Zollikerstr. 107.

Flora mythologica: Antike durch die Blume



Ihre Blütenpracht entzückte bereits die alten Griechen: Dianthus crinitus. (Bild Hellmut Baumann)

Wie die Pflanzenwelt der Antike mit Kunst und Mythologie verbunden war, zeigt die neue Sonderausstellung der Archäologischen Sammlung der Universität Zürich. Sie basiert auf dem Lebenswerk von Hellmut Baumann. Der inzwischen 90-jährige Fotograf, Wissenschaftler und Doktor honoris causa fotografierte sein Leben lang jene Flora Griechenlands, die bereits die Antike prägte – auf unbewohnten Bergen, in abgelegenen Tälern und an unzugänglichen Steilküsten.
Diese umfangreiche Fotosammlung hat Hellmut Baumann nun der Archäologischen Sammlung vermacht. Die Ausstellung versteht sich auch als Dank an den Donator.
Der Name der Ausstellung «Flora mythologica» weist darauf hin, wie sich die Griechen der Antike mit den Pflanzen verbunden fühlten. Die Natur war ihnen religiöses Symbol, die Kräfte der Heilkräuter waren ein Geschenk ihrer Götter und die Blüten und Ranken Inspiration zu ihrer Kunst.
Die ästhetischen und detailgetreuen Fotografien der griechischen Flora bestechen und beeindrucken die Besucher. Die Ausstellung im ersten Stock der Archäologischen Sammlung an der Universität Zürich zeigt insgesamt 150 wunderschöne Aufnahmen unterschiedlicher Pflanzen. Sie führt den Besucher an Stellwänden entlang, die Hintergrundinformationen zu den abgebildeten Gewächsen geben. Dabei werden zentrale Bereiche des griechischen Lebens und Glaubens aufgegriffen. Die Fülle des Materials wurde in acht Schwerpunkte aufgeteilt. Der Besucher erfährt zum Beispiel unter «Natur und Kunst» mehr über die enge Beziehung der Griechen zur Natur und wie sich diese in der Kunst wiederfindet. So erinnern beispielsweise die Säulen griechischer Tempel stark an die gefurchten Stängel des Engelwurz und die korinthischen Säulenkapitelle an den Akanthus.
Pflanzen spielten auch in der Literatur der Antike eine Rolle. Zum Beispiel der Erdbeerbaum. Entsprechend gross die Wiedersehensfreude bei gebildeten Besuchern: «Das ist also der Erdbeerbaum», freute sich eine ältere Dame vor der entsprechenden Fotografie, «der bei Ovid so oft erwähnt wird; ich habe aber gar nicht gewusst, wie er aussieht.»
Ein Teil der Ausstellung widmet sich ausserdem den griechischen Münzen mit Pflanzendarstellungen. Die in die Münzen eingravierten Pflanzenbilder spielten auf die Attribute der Götter an, der Olivenzweig etwa auf die Göttin Athene oder der Eichenkranz auf Göttervater Zeus.

Marita Fuchs, Mitarbeiterin unicom Online

«Flora mythologica», bis 2. Oktober 2005. Mo bis Fr, 13–18 Uhr, Sa und So, 11–17 Uhr. Das Buch «Die griechische Pflanzenwelt in Mythos, Kunst und Literatur» von Hellmut Baumann liegt in 5. Auflage als Begleitband zur Ausstellung vor.

«Mediendemokratie»

Der populäre Begriff der Mediendemokratie wird im akademischen, publizistischen und politischen Kontext mehrheitlich kritisch verwendet: Zur Bezeichnung einer Verfallsform liberaler Demokratien, für deren Defekte nicht zuletzt die ausser Kontrolle geratenen Massenmedien verantwortlich gemacht werden. Die Konferenz an der Universität Zürich will die Einseitigkeit dieses Verständnisses durchbrechen. Sie fragt in ihrem ersten Teil nach dem Demokratisierungspotenzial der Massenmedien. Die Sprecherinnen und Sprecher diskutieren sowohl die Risiken als auch die Chancen der Demokratie in der «Mediengesellschaft». Am zweiten Tag der Konferenz stehen die Medien und die Medienpolitik im Mittelpunkt.

«Demokratisierung der Medien- und Informationsgesellschaft – Potenziale und Realitäten», 24. und 25. Juni, Andreasstrasse 15, 3-04. Detaillierte Informationen unter: www.swissgis.unizh.ch

Renaissance im Ohr

Musik von mystischer Aussagekraft bietet die Chorformation colla voce. Das Vokalensemble der Universität Zürich und der ETH Zürich (Leitung: Lukas C. Reinitzer) setzt sich aus Studierenden, Forschenden und Alumni der verschiedensten Fachrichtungen zusammen. Der Chor führt vorwiegend Renaissance- und Barockmusik entweder a capella oder mit einem Orchester auf. Nun steht mit Orlando di Lasso (1532–1594) der neben Palestrina bedeutendste Komponist der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Programm. Von seinen Bewunderern wurde Lasso «Princeps Musicorum» (Fürst der Musiker) genannt. Insgesamt komponierte er 2000 Werke, manche wurden bis zu dreissig Mal in Druck gegeben.

Ahnung, Vision, Weissagung. Vokalmusik von Orlando di Lasso, «Prophetiae Sibyllarum» und «Missa osculetur me», 21. Juni, Augustinerkirche, 20 Uhr. Vorverkauf unter: www.collavoce.ethz.ch

Antrittsvorlesungen

Augustus, Gott und Herr über Land und Meer. Zum Herrscherkult im Osten des römischen Reichs
20. Juni, PD Dr. Christof Schuler, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 17.00 Uhr

Zwischen Neugier und Nutzen: Grundlagenforschung am Urogenitaltrakt des alternden Menschen
25. Juni, PD Dr. Caroline Maake, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 11.10 Uhr

Opportunities and Pitfalls of Empirical Finance
27. Juni, Prof. Dr. Marc Paolella, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 17.00 Uhr

Terrorismus oder Freiheitskampf – heikle Abgrenzungsfragen bei der Anwendung von Art. 260quinquies StGB
27. Juni, Prof. Dr. Daniel Jositsch, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 18.15 Uhr

Sein oder nicht sein: Die lysosomale Biogenese ist ein Teil der Antwort
27. Juni, PD Dr. Jack Rohrer, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 19.30 Uhr

Migration im 19. Jahrhundert
2. Juli, Prof. Dr. Ulrich Woitek, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 10.00 Uhr

Vortragsreihen

The Economics and Finance of an Aging Society

Death: Frameworks for the Valuation and Securitization of Mortality Risk
20. Juni, Andrew Cairns (Professor of Actuarial Mathematics and Statistics, Heriot-Watt University, Edinburgh, UK), Hörsaalgebäude, Häldeliweg 2, F-1, 16.15 Uhr

Alternative Investments for Pension Funds
27. Juni, J. David Cummins (Professor of Insurance and Risk Management, Wharton School, University of Pennsylvania, USA), Hörsaalgebäude, Häldeliweg 2, F-1, 16.15 Uhr

Gynäkologische Forschung: Neue Ergebnisse

Brustkrebs: Genetik und Umwelt
21. Juni, PD Dr. Nicole Probst-Hensch (Molekulare Epidemiologie/Krebsregister Zürich, Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Zürich), UniversitätsSpital, Rämistrasse 100, C-NORDI307 (Kursraum 2 Nord), 17.00 Uhr

Role of Metallothioneins in Zinc Metabolism and Anticancer Drug Resistance
28. Juni, Prof. Milan Vasàk, Institut für Biochemie, Universität Zürich, UniversitätsSpital, Rämistrasse 100, C-NORDI307 (Kursraum 2 Nord), 17.00 Uhr

E-Learning-Forum

Kompetenznetzwerk Skandinavistik. Grosse Chance für kleine Fächer
21. Juni, Prof. Dr. Jürg Glauser, Dr. Matthias Hauck, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, H-312, 12.15 Uhr

Qualitätssicherung in der Lehre und E-Learning Überlegungen zu Qualitätskriterien für E-Learning
28. Juni, Prof. Dr. Franz Eberle (Höheres Lehramt Mittelschulen), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, H-312, 12.15 Uhr

Wissenschaftshistorisches Kolloquium Universität und ETH

Sackgassen und Durchbrüche in der Informatik
22. Juni, Prof. Dr. Dr. hc mult. Friedrich L. Bauer (Technische Universität München), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-101, 17.15 Uhr

Restitution und Erinnerung

Über Geschichte und Eigentum
22. Juni, Dan Diner (Direktor des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, G-201 (Aula), 18.15 Uhr

«Wissenschaft als Lebensform» – Transformationen und Perspektiven

Wissenschaft und Medien: ein schwieriges Verhältnis?
23. Juni, Prof. Dr. Heinz Bonfadelli, Institut für Publizistik, Universität Zürich, Beat Glogger (Wissenschaftsjournalist, scitec-media GmbH), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-180, 18.15 Uhr

Wissenschaft und die Transformation des Alltags: Anmerkungen zum Konzept «Biopolitik»
30. Juni, Prof. Dr. Stefan Beck (Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt Universität zu Berlin), PD Dr. Martin Lengwiler (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-180, 18.15 Uhr

Veranstaltungen des Collegium Helveticum

SCI-FI-FAVORITES 6 Thomas Vinterberg: It's All About Love (2002)
21. Juni, Ursula Pia Jauch, Filmpodium der Stadt Zürich, Nüschelerstrasse 11, 19.30 Uhr

Raths-Steiger-Vorlesung: Was fehlt? Science and Emotion
22. Juni, Kary B. Mullis (Nobelpreisträger für Chemie 1993), ETH Hauptgebäude, Rämistrasse 101, E-7, 18.00 Uhr

2nd Ittingen Summer School Shaping the Future – Science as Intervention
13. August, Beat Glogger, Martina Merz (Wissenschaftsforscherin), Moderation: Johannes Fehr und Rainer Egloff, Kartause Ittingen

Die Scham in Kulturanthropologie, Philosophie und Psychoanalyse
24. September, Collegium Helveticum, Meridian-Saal, in der Semper-Sternwarte, Schmelzbergstrasse 25, 9.00–16.30 Uhr

«Sprachen der Macht» – Gesten der Er- und Entmächtigung in Text und Interpretation

Die Welt von Text und Interpretation – ein operativ geschlossenes Sinnsystem
29. Juni, Prof. Dr. P.-U. Merz-Benz, Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-150, 18.15 Uhr

Politische Gewalt: eine Herausforderung für die internationale Politik

Jenseits der Fraktionalisierung: die Zusammenhänge zwischen Ethnizität und nationalistisch motivierter Gewalt
29. Juni, Prof. Dr. Lars-Erik Cederman/Luc Girardin (ETH Zürich), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D-5.2, 18.15 Uhr

Hochschuldidaktik über Mittag

Erwerb von Soft Skills an der Universität: Wie überprüfen?
22. Juni, lic. phil. Elisabeth Rohmert (Führungscoach, Moderatorin und HR-Consultant), Uni Zürich Zentrum, Rämistrasse 71, F-121, 12.15 Uhr

Informationsmanagement

Wieviel Innovation erträgt der Homo faber?
20. Juni, Prof. Dr. Roman Boutillier (Professur für Technologie- und Innovationsmanagement, D-MTEC), ETH Hauptgebäude, Rämistrasse 101, Auditorium Maximum, 17.15 Uhr

Gartenführungen

Indianische Stauden für den Garten?
21. Juni, Bernhard Hirzel, Botanischer Garten der Universität Zürich, Zollikerstrasse 107 (Besammlung auf der Terrasse bei der Cafeteria), 12.30–13.00 Uhr

Bäume als Rohstoffquelle der Indianer
28. Juni, Melanie Ranft, Botanischer Garten der Universität Zürich, Zollikerstrasse 107 (Besammlung auf der Terrasse bei der Cafeteria), 12.30–13.00 Uhr

Stimmt es, dass …

… abergläubische Menschen besonders kreativ sind?

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Antwort auf diese Frage ist ein klares «Jein». Dies mag einige Leserinnen und Leser enttäuschen; diejenigen mit einem Hang zur Esoterik hätten ein unzweideutiges «Ja» bevorzugt, die Rationalisten sind wohl eher erstaunt, dass Gemeinsamkeiten zwischen abergläubischem und kreativem Denken überhaupt erwogen werden. Um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen diesen beiden Denkformen plausibel erscheinen zu lassen, soll erst einmal näher umrissen werden, was unter Aberglaube und Kreativität im hier interessierenden, engeren Sinne verstanden werden soll.

Ein wichtiges Element des Aberglaubens ist die Annahme einer Kausalität beim Beobachten einer Koinzidenz. Wenn ich lange genug tanze, fängt es an zu regnen. Wir sind uns gewohnt, dass Ereignisse Ursachen haben und dass eine Ursache mit erfreulicher Regelmässigkeit der Wirkung zeitlich vorausgeht. Was ist also näher liegend als die Annahme, dass unser Tanz den Regen verursacht hat? Verbreiteter als der Regentanz ist in unserer modernen Gesellschaft eine weniger ritualisierte, dafür umso intellektualisiertere Form des Aberglaubens, der Glaube an aussersinnliche Phänomene. Dieser ist erstaunlich ausbildungsresistent; wir finden ihn beim Hilfsarbeiter wie beim Physikprofessor.

Die Überzeugung, dass es Phänomene wie Telepathie, Hellsehen oder Präkognition gibt, geht nachweislich auf trivialste Alltagserlebnisse zurück. Nehmen wir den Traum, der mich in einem Wettbewerb ein rotes Auto gewinnen lässt. Beteilige ich mich nächstentags an einem Wettbewerb und gewinne dann auch wirklich ein rotes Auto, so lässt mich das aufhorchen. Solche Koinzidenzen sind allerdings selten. Der Gewinn eines roten Autos folgt dem erwähnten Traum etwa mit gleicher Häufigkeit wie das eher ungünstige Ereignis, dass mir mein grünes Fahrrad abhanden kommt. Nun kann dies natürlich auch Anlass zum Aufhorchen geben. Fahrrad wie Auto sind geradezu prototypische Fortbewegungsmittel, die Farbe Grün ist wie keine andere komplementär zur Farbe Rot, und es wäre kleinlich, in der Paarung von Gewinn und Verlust nicht eine tiefsinnige Anspielung auf das ewige Geben und Nehmen in unserem Lebens zu sehen. So oder ähnlich würde eine Person argumentieren, die gerne überall Ähnlichkeiten sieht und dazu neigt, hinter «sinnvollen Zufällen» kausale Gesetzmässigkeiten zu vermuten. Der Glaube ans Aussersinnliche entspringt einer übertriebenen Assoziationsbereitschaft, dies haben nüchterne Experimente unzweifelhaft gezeigt. Hören Versuchspersonen das Wort MÄHNE, vergehen einige Millisekunden, bis im Gehirn automatisch und ununterdrückbar der Begriff LÖWE aktiviert wird. Dieses Zeitintervall ist unabhängig vom Glauben der Versuchsperson an paranormale Phänomene. Misst man jedoch die Zeit, die bis zur Aktivierung des Begriffes TIGER vergeht, zeigt sich, dass diese kleiner ist im Gehirn der Gläubigen als in jenem der Skeptiker. Dieser Unterschied verdeutlicht sich noch, wenn die Zeit bis STREIFEN untersucht wird – obschon es keine gestreiften Löwen gibt, verhelfen Begriffe wie TIGER oder ZEBRA dem vom Wort MÄHNE ausgehenden Assoziationsfluss dazu, schliesslich auch das Wort STREIFEN zu erreichen. Ans Aussersinnliche Glaubende asoziieren also speziell dann schneller als Ungläubige, wenn die Begriffe, die verbunden werden sollen, bedeutungsmässig weiter auseinander liegen. Moderner Aberglaube geht mit einem besonders ausgeprägten divergenten Denken einher. Damit sind wir bei der Kreativität angelangt.

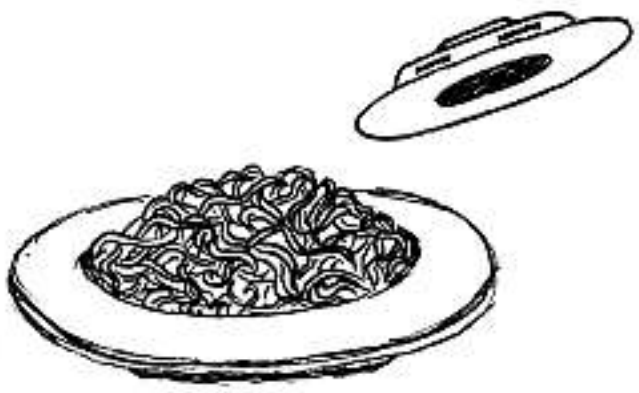


Illustration Romana Semadeni

Die Fähigkeit zu divergentem Denken ist eine Komponente der Kreativität. Sie erlaubt, über konventionell gültige Kategoriengrenzen hinweg zu assoziieren. Wenn der Traum einer sich in den Schwanz beissenden Schlange den Chemiker Kékulé auf die Ringstruktur des Benzolmoleküls aufmerksam machte, darf hier von ausgeprägt divergentem Denken gesprochen werden. Wenn Alfred Wegener beim Blick auf die Weltkarte Ähnlichkeiten zwischen Afrikas West-Küste und Südamerikas Ost-Küste bemerkt hatte, war er damit nicht der Erste. Bereits lange vor ihm wurde das Ineinanderpassen der Kontinente kommentiert, ohne dass allerdings ein Mechanismus vorgeschlagen wurde, der das grosse Puzzlespiel hätte erklären können. Wegeners Vorgängern fehlte damit eine zweite Komponente kreativen Denkens, ohne die der divergent-kreative Akt sich leicht im wilden Fantasieren erschöpfen kann: die Fähigkeit, zu konvergieren, das heisst, das auf assoziativen Streifzügen neu Gefundene in bereits Bekanntes einzubinden. Den ausschliesslich konvergent Denkenden hätte Kékulés Traum nicht zum Benzolring gebracht und das Studieren der Weltkarte nicht zur Kontinentaldrifttheorie. Ihm springen Bezüge nicht einfach so ins Auge, was auch seine guten Seiten hat: Es passiert ihm bestimmt nicht, dass er im Restaurant beim Studieren der Menükarte plötzlich hochschreckt und fluchtartig das Lokal verlässt – so geschehen bei einem schizophrenen Patienten, dem das Wort «Spaghetti» über die assoziative Brücke «Italien» unweigerlich ins Gedächtnis gerufen hat, dass ja die Mafia hinter ihm her ist.

Der Glaube ans Paranormale liegt zwischen kreativem Deuten und wahnhaftem In-Beziehung-Setzen. Ausgeprägt divergentes Denken ist es, das ihn mit Kreativität verbindet, eine bloss rudimentär entwickelte Fähigkeit zu konvergieren rückt ihn dagegen von ihr ab. Harte Knochenarbeit im Labor war die Folge von Kékulés Schluss von der gekrümmten Schlange zum Benzolring; das Konzept «Ringstruktur» hat sich in der Chemie nur durchgesetzt, weil es ermöglicht hat, bisher nicht Erklärbares zu erklären und weil es den Weg geöffnet hat zu einer völlig neuen Welt der Kohlenstoffverbindungen. Vergleichbares ist der Wissenschaft des Paranomalen bis anhin nicht widerfahren, die These der aussersinnlichen Wahrnehmung hat nicht nur keine systematische Bestätigung gefunden, sie hat auch zu keinen Anwendungen oder gedanklichen Durchbrüchen auf dem Gebiet der Parapsychologie selbst oder in verwandten Disziplinen geführt. Die Neuropsychologie des Aberglaubens ist ein faszinierender Wissenschaftszweig, der Kreativitätsforschung und Psychiatrie miteinander verbindet und zur Klärung der Frage nach den Zusammenhängen zwischen Genie und Wahnsinn beitragen wird. *Peter Brugger*

Peter Brugger ist Leiter der Neuropsychologischen Abteilung des UniversitätsSpitals Zürich. Seine Forschungsinteressen sind neuropsychologische Aspekte des Glaubens an paranormale Phänomene und die Repräsentation von Raum, Körper und Selbst im Gehirn.

Blick von aussen

Scherzreden – wichtiger als Antrittsvorlesungen

Was ist in Zürich besonders? Welche Dinge fallen als Erstes auf? Seit kurzem ist Marc Szydlik Ordinarius am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Im Folgenden wagt er erste Blicke.

Lernt in Zürich ständig neue Worte kennen: Soziologie-Professor Marc Szydlik. (Bild Frank Brüderli)

Von Marc Szydlik

In meiner Einführungsvorlesung warne ich die neuen Studierenden vor dem Fehler des ersten Blicks. An einem neuen Ort fällt einem zunächst auf, was zu Hause nicht so ist. Mit dieser Wahrnehmungsselektion besteht die Gefahr, kleine Unterschiede stark überzubewerten und damit ein allgemeines Bild zu zeichnen, das der Realität kaum entspricht.

Glücklicherweise handelt es sich hier nicht um einen wissenschaftlichen Beitrag. Ich kann mich also völlig dem ersten Blick hingeben – mit all seinen Fehlern.

Zur Universität: kein Wissenschaftsminister, der bei Berufungen in die Universität hineinregiert mit politischem Kalkül. Eine Universitätsleitung und Personalabteilung, die sich darum bemühen, dass man hierher wechselt. Keine strangulierenden Sparzwänge und keine deprimierende, lähmende Atmosphäre, weil Mittel und Stellen immer weiter zurückgefahren werden. Hier hat Einstein geforscht. Im unijournal gibt es einen Blick von außen.

Zur Fakultät: Zum Ende des Wintersemesters trifft man sich zu einem Nachtessen in einem Zunfthaus. Zwischen den Gängen gibt es so genannte Scherzreden. Dabei hat man sich als neuer Kollege der versammelten Professorenschaft in möglichst witziger Weise vorzustellen. Vorher wird mir noch versichert: Keine Angst, die Scherzrede ist nur unwesentlich wichtiger als die Antrittsvorlesung. Das hat mich natürlich sehr beruhigt.

Zum Institut: Begrüßt den Neuankömmling mit einem Apéro, mitten in den Semesterferien. Bietet eine sehr produktive Atmosphäre und unterstützt meinen Neuanfang in allen Belangen. Hat ein außergewöhnlich gutes Institutssekretariat.

Zu den Studierenden: Melden sich in Vorlesungen und Seminaren seltener zu Wort, sind aber gut vorbereitet (anderswo ist es eher umgekehrt). In Gremien haben Studierende einen vergleichsweise geringen Einfluss. Studentische Hilfskräfte sind ausgesprochen zuverlässig und engagiert.

Neue Worte: Apéro (sehr oft), Aufstrecken, Betriebskredit, Einrichtungskredit, Kreditpunkte (statt Leistungspunkte), Fachverein (statt Fachschaft), Gipfeli, Grüezi, Matura, Nachtessen, Retraite, Rösti, Traktanden (statt Tagesordnungspunkte), Zügeln (zu oft). Und: Tastaturen ohne ß.

Aber dies sind nur meine ersten Blicke. Ich bin gespannt auf die zweiten und dritten.

Professor Marc Szydlik lehrte an der Freien Universität Berlin und der Universität Erfurt, bevor er im Wintersemester 2004/05 Ordinarius am Soziologischen Institut der UZH wurde. Er war Gastwissenschaftler an der Harvard, Columbia, Oxford und Stanford University.

Letztes

Hirnsturm

In entspannter Atmosphäre haben wir uns an einem inspirierenden Ort versammelt. Gemeinsam im Team denken wir darüber nach, wie wir unsere Dienstleistungen dem Rest der Firma besser bekannt machen können. Die Ideen sprudeln nur so daher – spontan, ohne Barrieren im Kopf und ganz aus dem Bauch heraus. Auf einem grossen Papier werden diese laufend notiert. Aus der eindrücklich langen Liste entstehen immer wieder neue, originelle Einfälle – ein typisches Brainstorming.

Tatsächlich brüten wir zu sechst seit eineinhalb Stunden in einem engen, stickigen Sitzungszimmer über die Verbesserung unserer Bekanntheit. Seit einer halben Stunde fällt nur noch alle fünf Minuten ein Wort. Und das ist dann auch nur der Vorschlag, ob wir nicht im Café nebenan weitermachen sollten. Vielleicht kämen ja dann mehr Ideen. Auf dem Papier steht «Broschüre», «Webseite» und «Mail» – ein typisches Brainstorming.

Bei Problemen, die eine ganze Abteilung betreffen, greifen teamorientierte Leiter gerne zum Instrument des Brainstormings. Dies fördert das Gemeinschaftsgefühl, macht Hierarchien flach und schart die Mitarbeitenden um ihren Chef. Am Schluss sucht sich dieser dann die Idee aus, welche ihm spontan am besten gefällt.

«Ich mache eine Präsentation beim nächsten Verwaltungsratstreffen.» «Und was wird dort präsentiert?» «Dazu machen wir am besten ein Brainstorming.»

Thomas Poppenwimmer